

Titeldaten

Titel: Wunder-Cabinet: gesammelte Bruchstücke zur Kenntniß außergewöhnlicher und noch wenig bekannter Gegenstände unseres Erdalles und seiner Bewohner

Band: Bd. 1

Urheber: Bertuch, Friedrich Justin

Standort: Museum am Rothenbaum, Kulturen und Künste der Welt (MARKK)

Signatur: Ethg 206

PURL: <https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1670444333>

Rechtehinweis

Public Domain Mark 1.0

Der Inhalt ist gemeinfrei. Das Digitalisat darf frei genutzt werden.



<https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/>

Ergänzender Hinweis

Möglicherweise benötigen Sie zusätzliche Erlaubnisse für die beabsichtigte Nutzung. Zum Beispiel, weil Persönlichkeitsrechte abgebildeter Personen zu beachten sind.

Nachnutzung

Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

| *Original und digitale Bereitstellung: Standort + Signatur + PURL*

Bei der Weiterverwendung unserer Digitalisate freuen wir uns über eine kurze Mitteilung mit den bibliographischen Angaben und nach Möglichkeit auch über ein Belegexemplar der Publikation.

Kontakt

Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

- Carl von Ossietzky -

Von-Melle-Park 3

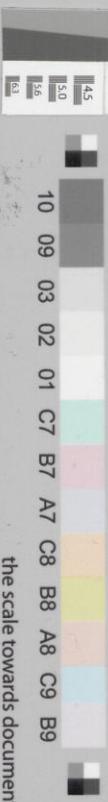
20146 Hamburg

digitalisierung@sub.uni-hamburg.de

[https://www.sub.uni-hamburg.de](http://www.sub.uni-hamburg.de)



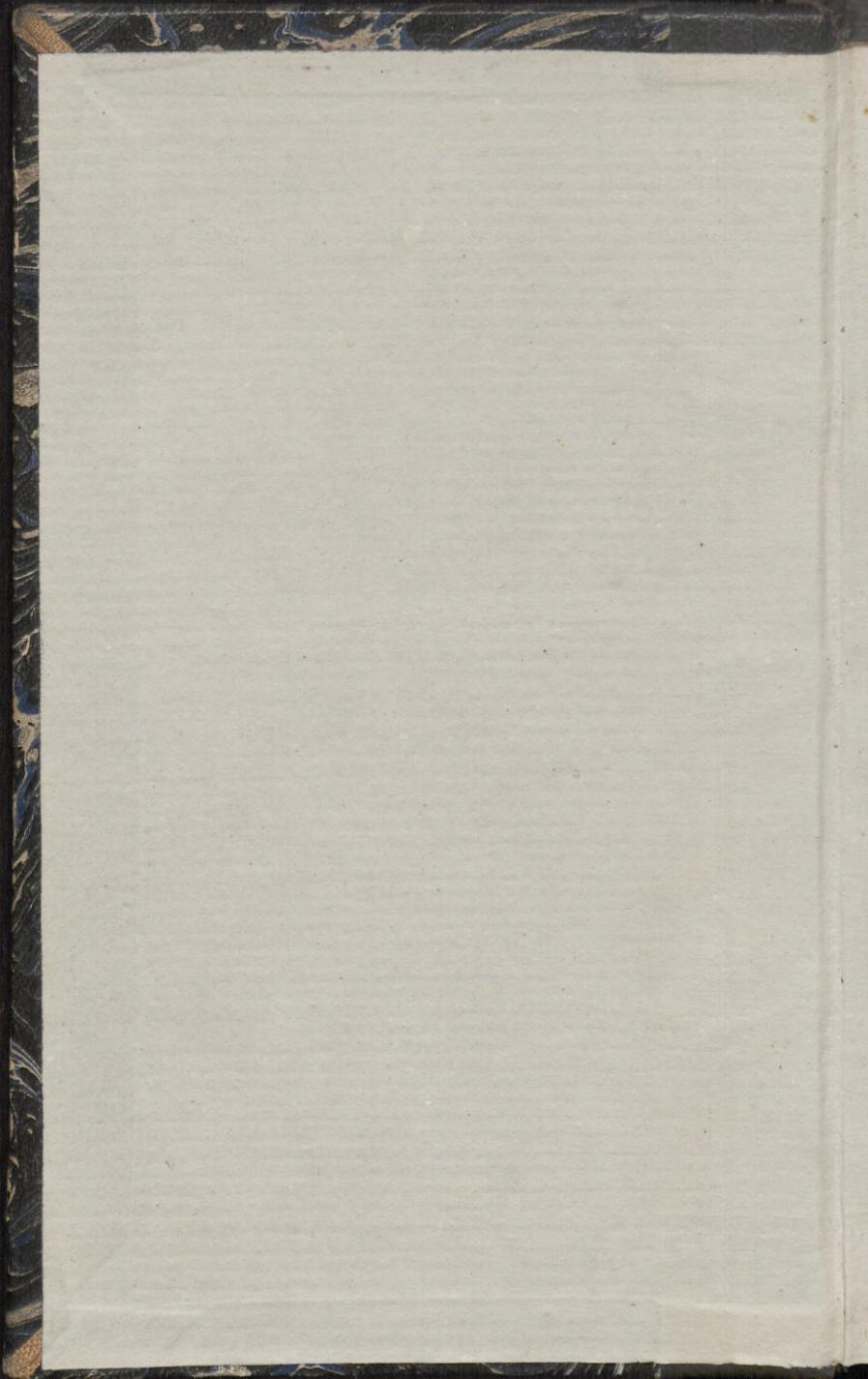
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11

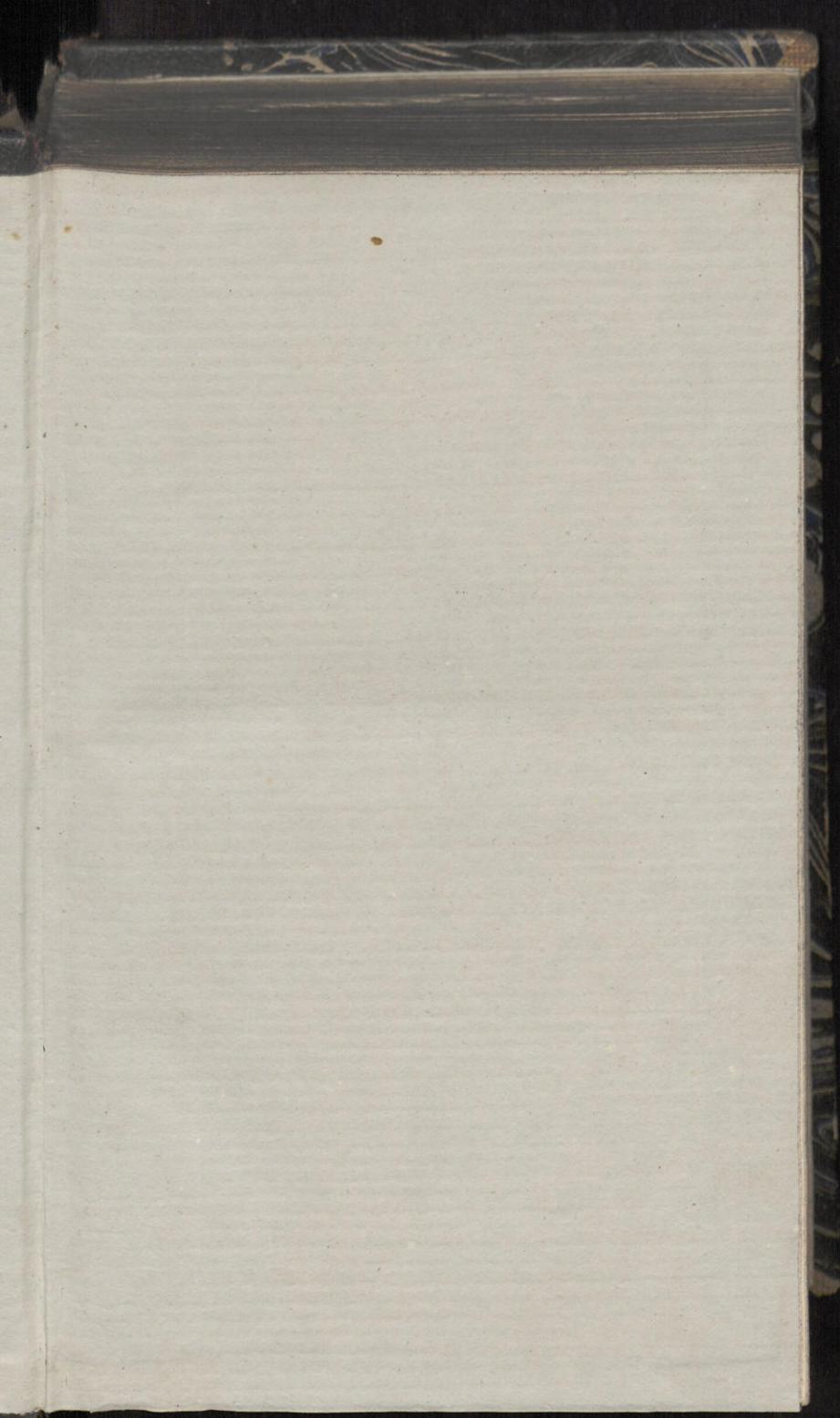


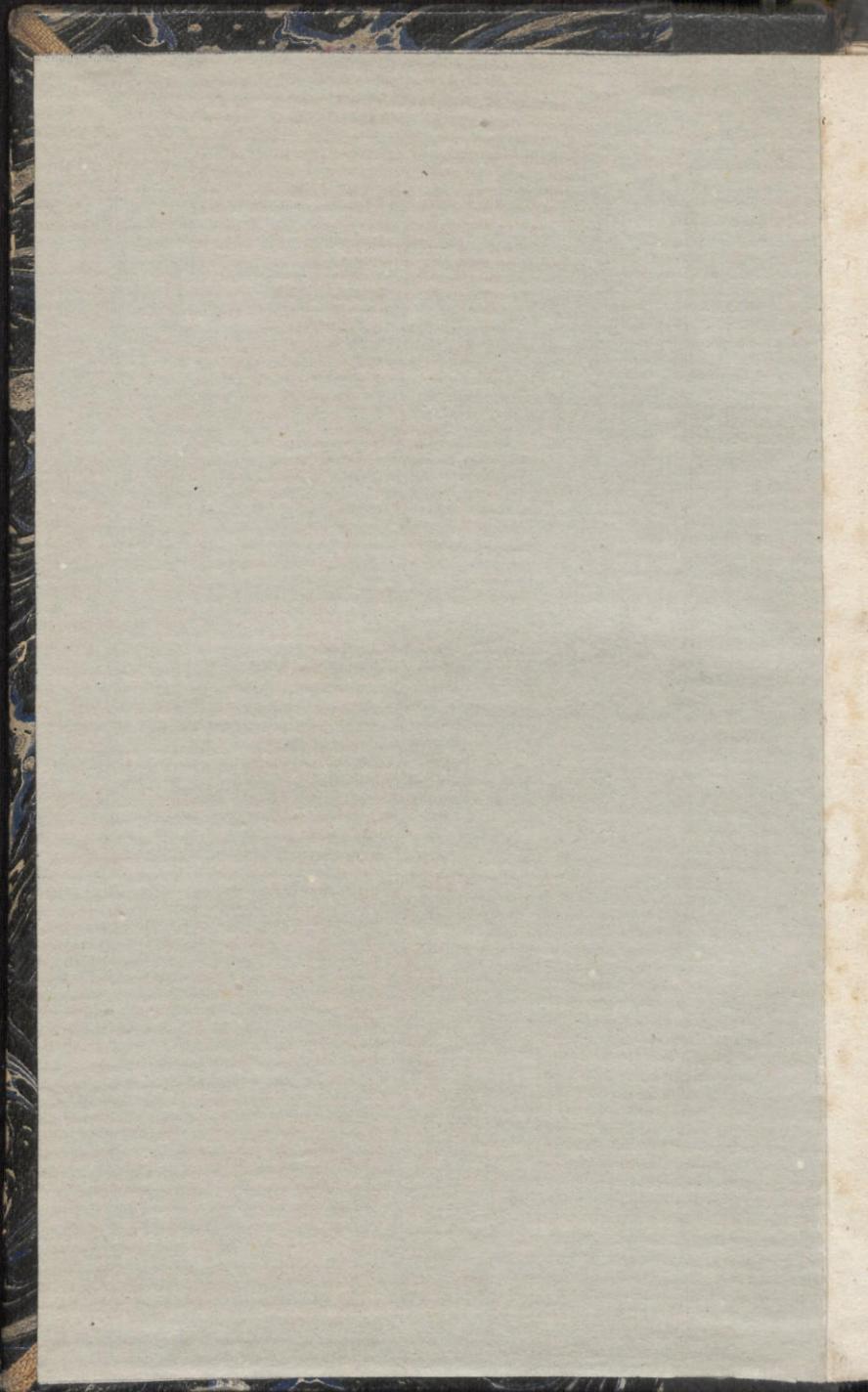
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9

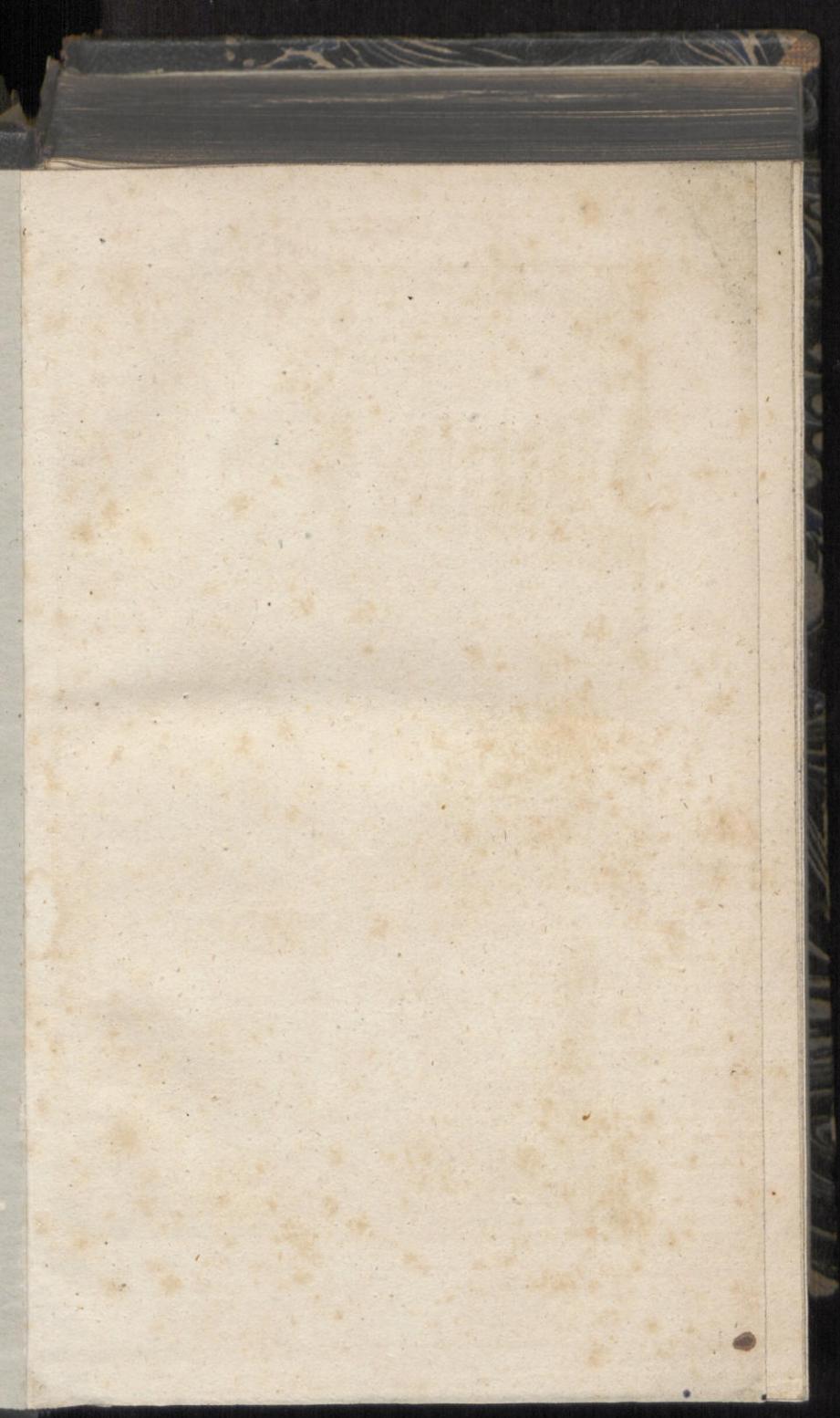


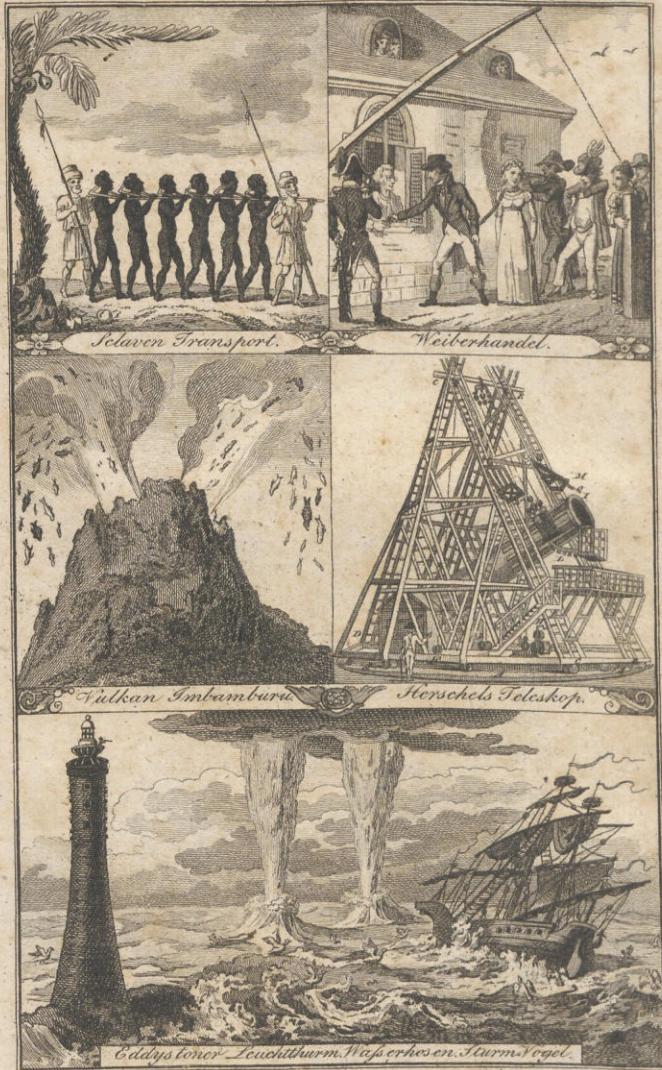






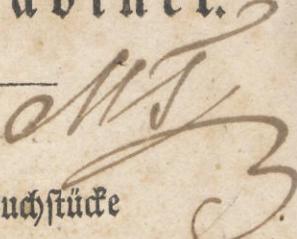






b112g. 216-

Wunder-Cabinet.



Gesammelte Bruchstücke
zur Kenntniß außergewöhnlicher und noch wenig
bekannter Gegenstände

unser

Erdvalles und seiner Bewohner.

28:700

Bon

A. B. Bertuch.

Erster Band.

Pesth, 1818.

In Joseph Müller's Buchhandlung.



V o r r e d e .

Die noch nie ganz ergründete Natur ; die Erde und der Mensch ; sind unserer Aufmerksamkeit und unseres Nachdenkens in hohen Grade würdige Gegenstände. Unsere Erde bietet uns eine Welt von Wundern dar. Die physische Beschaffenheit des Planeten, welchen wir bewohnen, die drey Reiche der Natur und das Menschen Geschlecht enthalten bewunderungswürdige Merkwürdigkeiten auffallende Seltenheiten frappante Eigenthümlichkeiten. Insbesondere aber kommen in der Menschenart und im Menschenleben bey einzelnen Individuen unbegreifliche Erscheinungen vor ; die ältere, neuere und

neueste Geschichte ist voll von solchen außergewöhnlichen Denkwürdigkeiten. Und welche erhabene, frappante und liebliche Scenen finden wir nicht auf der Erde, und zum Theil in ihrem Schoß, von welchen uns jene in fremden Ländern, und besonders in andern Welttheilen mehr, als die uns nahen anzuziehen pflegen?

Das hohe Interesse dieser Gegenstände hat man in neuern Zeiten auch außer der Classe der Gelehrten einzusehen und zu würdigen angefangen. Daher findet jetzt das gebildete Lesepublikum so vielen Geschmack an Naturwunder, Wundermenschern und Cabinetsstücken, die in mehreren eigenen Werken zur Unterhaltung und Belehrung beschrieben sind.

Ich trete mit einem neuen Wunderkabinet auf, welches größtentheils die außergewöhnlichsten und wenig bekannten Gegenstände, unbegreiflichsten Erscheinungen in der Menschennatur und im Menschenleben auf eine fassliche und unterhaltende Weise beschreibt, erhabene, anziehende Scenen, auf und unter der Erde schildert, geographische Miniaturdarstellungen und Cabinetsstücke aufstellt. Es kann als ein Seitenstück zu Wagners Naturwunder und der in Grätz 1814 herausgegebenen Sammlung von „Wundermensch“ betrachtet werden. Auch bemühte mich, die zu diesen Wunderkabinet mit Sorgfalt gewählten Gegenstände wo es füglich anging unter gewisse Rubriken zu bringen.

Ich habe einige zuverlässige geeignete Aufsätze besonders aus solchen grossen Werken entlehnt, welche wegen Voluminösität und zuvielen Kupfern, oder durch die Erscheinung im Auslande so kostspielig sind, daß sie selten in österreichischen Staaten angeschafft werden können; und hütete mich sorgfältig fäbelhafte, falsche oder doch unwahrscheinliche Nachrichten und Darstellungen aufzunehmen, und man wird daher in diesen neuen Wunderkabinet mehr strenge Auswahl antreffen als in vielen andern ähnlichen Sammlungen. Es gebührt mir aber eigentlich kein anderes Verdienst, als eine gute Auswahl Richtung und Anordnung der mitgetheilten Stücke.

Wegen des großen Interesse, welches seit einigen Jahren Amerika, besonders aber das spanische Amerika und Brasilien für die Europäer hat, habe ich nicht nur hin und wieder in beyden Bänden physikalische, naturhistorische und geographische Aufsätze und Bemerkungen über Amerika eingeschaltet, sondern auch statistische Aufsätze über die Hauptstadt Mexiko in Neu-Spanien, über die Stadt Portobello in der Tierra Firma über die Stadt Potosí und ihre berühmten Silberbergwerke in Süd Peru und über das Brasilische Reich mitgetheilt, was vielen Lesern angenehm seyn dürfte.

Um das Werk nicht zu vertheuern, hat sich der Verleger auf vier Kupfer beschränkt. Ich habe dazu interessante Gegenstände gewählt. Ob es mir aber gelun-

IV

gen auf vier kleine Kupfer so viele mannigfaltige Gegenstände befriedigend darzustellen, darin unterwerfe mich ganz den billigen Ausspruch meiner Leser.

Sollte dieses Wunderkabinet den Beyfall vieler Leser erhalten, so bin ich zu einer Fortsetzung des unerschöpflichen Gegenstandes dieser Sammlung bereit.

Geschrieben am Donaustrom im
September 1817.

U. W. Bertuch.

Versuche einer nördöstlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika.

Seit dem ersten fehlgeschlagenen Versuche des Ritters Hug h Willoughby im Jahre 1553 , eine nördöstliche Durchfahrt zwischen Asien und Amerika zu finden , und durch diesen Weg nach Japan und China zu kommen , haben wir mehrere Nachrichten von Schiffahrten , welche in der nämlichen Absicht meistens von Engländern und Holländern , doch immer ohne den Endzweck zu erreichen , vorgenommen worden sind. Engel , ein eifriger Vertheidiger der Möglichkeit der Durchfahrt , legt es ihnen zur Schuld aus , daß sie sich zu nahe an das Land gehalten haben , an welches sich unter diesem kalten Himmelsstriche das Eis anzulegen pflegt. Wahr ist es ; das verschiedene die See weit vom Lande offen gefunden haben ; Monson giebt sogar vor unter dem 88sten Grade gewesen zu seyn , Goulden berichtete Karl dem zweyten König in England , daß zwey holländische Fahrzeuge bis zur Breite von 89 Grad auf einem wie in der Bay von Biskaja , freyem Meere gesegelt sind ; aber die letzten Nordreisen sowohl , als die über das Eis

im Nord - und Südmeere gemachten Beobachtungen sind der Meinung Engels nicht günstig. Die im Jahre 1773, auf Befehl Georgs des dritten Königs von England von Kap. Phizs gerade gegen den Nordpol unternommene Reise scheint die Sache ziemlich entschieden zu haben. Er konnte nach aller angewandten Mühe nicht über den 80sten Grad kommen. Wären diese Unternehmungen glücklich gewesen, so würde wenigstens die Erdbeschreibung so viel dabey gewonnen haben, daß man mit Sicherheit gewußt hätte, daß Amerika mit dem nordöstlichen Asien keinen Zusammenhang hat. Nur wenige wußten etwas von der Reise des Simon Iwanow sindeschnew, welche beynaha eben so bald vergessen, als bekannt wurde. Dieser Kosake fuhr im Jahr 1648, mit sibirischen Rotschen (einer Art Schiffe) aus der Kolyma aus, umsegelte die Spize Tschutschko, nöß kam bis zum Ausluze des Anadyr, und traf in Kamtschatka ein, und durchsegelte folglich der erste die zwischen Asien und Amerika gelegene Straße. *) Beynaha 100 Jahre nach dieser vergessenen Reise entdeckte Kap. Behring diese Straße wieder, welche endlich im Jahre 1778 Kap. Cook befahren, und berichtigt hat, so daß es nun ausgemacht ist, daß die neue Welt von der alten vollkommen getrennt ist.

*) Müller Voyages et de couvertes faites par les Russes, 1. T. p. 9.

Entdeckungen und genauere Untersuchungen der Russen im
Nordmeere und stillen Meere.

Seitdem die russische Herrschaft sich bis zu den äußersten Gränzen des nordöstlichen Asiens und zu dem stillen Meere verbreitet hat, wurden entweder neue Länder entdeckt, oder schon vormalhs zwar bekannte, aber unrichtig bestimmte genauer untersucht. Schon im Jahre 1639 kam Dimitri Kopilow zu den äußersten Tungusen am Kamtschatkischen Meerbusen, und besuchte zuerst die Küste, wo nachher Ochotsk erbaut ward; im Jahre 1646 umfuhr Simon Deschnew Tschutschko noß, und besuchte die Mündung des Anadyrflusses; 1696 drang Morosko in die Halbinsel Kamtschatka, deren südliche Spitze 1706 die Russen erreicht haben; im Jahre 1711 entdeckte man, daß das zweifelhafte südwärts vom Kamtschatka liegende, und schon im Jahre 1643 von den holländischen Schiffen Kastrikon, und Breskes gesehene Land Jedso nur eine Reihe Inseln, die man Kurilen nennet, sey, welche von der südlichen Spitze von Kamtschatka bis Japan laufen; Bering segelte 1741 zuerst von Kamtschatka aus nach Amerika, entdeckte die aleutischen Inseln, und sah in zwey Reisen, wie auch der von ihm durch Sturm getrennte Tschirikow, noch mehrere andere, die er aber für Spizien, und Vor-gebirge des festen Landes von Amerika ansah; 1768 endlich schickte die Krone den Kap. Kreniz in aus, um von diesen Gegenden genaue Nachrichten einzuziehen. Dieser Unternehmung sind wie die Kenntniß der Ketten

der aleutischen, andreanofischen, und Fuchsinseln schuldig, welche Kamtschatka mit der amerikanischen Landspitze Alaska verbindet. *) Vielleicht wird die Zeit, und der immer mehr zunehmende Eifer die Kenntniß unsers Erdalles zu befördern noch mehreres in diesem nordischen Striche entdecken, in welchem selbst vieles bey den schon entdeckten Ländern zu verbessern ist. Wenigstens stimmen Kap. Kooks Beobachtungen mit dem Russischen nicht allerdings überein. Das von Behring benannte Kap. Eliá setzte Kook mehrere Grade östlicher, als Behring; auch Tschirikows Küste muß mehr ostwärts gerückt werden; das von Krenizsin für eine Insel angesehene Land Alaska ist eine Landspitze von Amerika; die Breite der Meerenge zwischen Schutzkönig, und der entgegen gelegenen Landspitze von Amerika beträgt nicht 4 bis 5 Grade, wie es die meisten russischen Charten angeben, sondern nur einen Grad; überhaupt hat Behring die nordöstlichen Küsten von Sibirien um 4 bis 5 Grade nach Westen mehr zurückgerückt, als sie es wirklich sind. **) Aber genug von dem nordischen Meere. Im südlichen Theile des stillen Meeres ist viel mehr zu entdecken übrig. Seitdem Magellan durch die von ihm benannte Straße in die Südsee hingegsegelt, und auf die philippinischen Inseln gerathen ist, lief man gleichsam nach der Wette auf neue Entdeckungen, deren Geschichte allzweitläufig ist, als daß sie hier Platz finden könnten. Genug ist, daß Kap. Kook,

*) Neue nordische Beiträge zur physik und Geograph. Erd- und Völkerbeschreibung. 1 Thl. S. 265 und 280.

**) Neue nordische Beiträge 1 B. 2 St. S. 280.

nachdem er in zween Reisen vieles berichtet, nicht weniges selbst entdeckt und die vorher unbestimmten Länder von Diemen, Carpentaria, und Neuholland, für ein einziges zusammenhängendes, und beynahe so großes Land, als Europa ist, erklärt hat, unerachtet aller Geschicklichkeit, und Bemühung vielleicht noch gar vieles unentdeckt gelassen hat. Den beynahe der ganze Raum zwischen dem südlichen Wendekreise, und dem Pole erscheint auf unseren Weltkugeln noch immer unausgefüllt.

Buftrieren des Meeres und schwimmende Eisschollen.

Alle älteren und neuen Seefahrer, die näher an die Pole gekommen sind, alle russischen Wildschützen, alle Grönlandfahrer bezeugen einstimmig, daß das Meer zu gewissen Jahrszeiten mit Eise überdeckt sey. Kap. P h i p s, nachmahliger Lord M u l g r a v e konnte unerachtet aller angewandten Mühe nicht über den 80° Nordbreite kommen; Kap. K o o k mußte in dem nördlichen Theile des stillen Meeres unter dem 70 1/2 Grade, und in dem südlichen ebendesselben Meeres unter dem 70° seine Entdeckungen endigen. Ein undurchdringliches und nabehliges Eisseld stund ihnen im Wege. Bricht ein solches Eis, so wird es von Wellen und Strömen getrieben, bis es sich entweder an die Küsten eines Landes anlegt, oder unter wärmern Himmelsstrichen langsam zerschmilzt. Es ist in allen nördlichen Ländern unter dem Nahmen des T r e i b e i s s bekannt. Es giebt Eisschollen, die so groß sind, daß sie zuweilen den Grund des Meeres in einer Tiefe von 60 bis 80 Klafter erreichen können und doch viele Kla-

ter hoch über dem Meere hervorsteht. *) „Diese Eissberge (so redet J. N. Forster) machen einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Seefahrer. Das Größe dieses Anblicks übertrifft alle Erwartung. Eisinseln, eine auch 2 Meilen lang, und über 100 Fuß hoch über dem Wasser, sind uns häufig vorgekommen. (Nimmt man an, daß, wie es Maiani sagt, im frischen Wasser nur 1/12 des Eises hervorraget, so müssten diese Stücke eine Höhe von 1300 Fuß haben.) „Nicht nur die Größe, sondern auch die erstaunende Anzahl dieser Eismassen wirkt auf den Zuschauer. Im Jahre 1773 am 23. Decemb. wurden von Mastkorbe 186 große Eismassen gezählt, worunter keine geringer als das Schiff war.“ Von der Entstehungsart des Eises im Meere sind die Meinungen der Naturforscher getheilt. Wir glauben nichts bessers thun zu können, als einen Auszug aus der schäßbaren Abhandlung J. N. Forsters über das Eis, und dessen Entstehung hier zu liefern. Die Meinung, daß das Eis nur an den Küsten, und zwar allein von dem frischen Wasser entstehe, oder gar auf Flüssen, z. B. in Sibirien, und Hudsonsbay ins Meer geführt werden könne, hat an dem Grafen von Buffon, an Komannoff und Kranz ihre Vertheidiger gefunden. Ob, und wie ihre Säke mit den Beobachtungen übereinstimmen, wird aus dem folgenden erhellen. 1. Wahr ist es, daß das Eis, welches man im Meere antrifft, bloß aus frischen süßem Wasser bestehe; nur die schwammigten, und vom Anspuhlen der Wellen durchlöcherten

*) Olaffens und Povessens Reise durch Island, I. B. S. 273.

Stücke geben ein salziges Wasser. 2. Nicht das schwarze Meer allein, wie es Graf Buffon behauptet, sondern auch andere Meere frieren bisweilen ganz zu Eis. Im Jahre 860 war auch das mittelländische Meer so hart gefroren, daß man zu Wagen, und zu Pferde über das ionische Meer nach Venedig kam. Im Jahre 1234 traf dieser Fall abermals ein. Im Jahre 1426 reiste man auf der Ostsee von Danzig nach Lübeck, und von Dänemark nach Mecklenburg übers Eis. Im Jahre 1408 war selbst die große Nordsee zwischen Dänemark und Norwegen gefroren, und die Wölfe ließen übers Eis aus dem einen Königreiche in das andere. 3. Die Behauptung, daß die See fern von den Küsten nicht gefriere, ist in Hinsicht auf die erforderliche Distanz sehr unbestimmt. Nach Müllers *) Zeugniß fuhr der Kosak Mar kof auf Schlitten 360 bis 420 englische Meilen von den Küsten Sibiriens in das Eismeer hinaus. Hier fand er das Eis in so rauhen Bergen aufgethürmt, daß er nicht weiter kommen konnte. Er Erstieg einen Eisberg, und sah, so weit das Auge tragen konnte, nichts als Eis vor sich. Da er wahrscheinlich noch 60 Meilen weiter vom Berge sehen konnte, so ist sehr glaubwürdig, daß das nordische Meer im Winter bis an den Pol gefriert. 4. Graf Buffon behauptet, daß überhaupt alles Eis von den großen Flüssen Sibiriens in das Nordmeer geführt wird, und, weil in dem Südmeere eben so ungeheure Eismassen treiben, so glaubt er daß das Daseyn eines großen Polarsüdlandes erwiesen sey. Allein, um diesen Beweis umzustossen ist schon das

*) Müllers Sammlungen russischer Geschichten, 3 B. S. 41.

genug, daß in einem ewig gefrorenen Erdreich keine Quellen entstehen, und folglich keine großen Flüsse seyn könnten. „Giebt es ein Südländ, so müssen sich dessen Küsten von Osten nach Westen, jedoch noch südlicher als unsere Fahrt, folglich allenthalben jenseits den hosten, und an einigen Stellen über den 71° hinaus erstrecken. Die etwanigen Flüsse müßten aus dessen Innern, mit hin von Süden nordwärts laufen, um das Meer zu erreichen. Fanden wir nun bereits im 54sten Grad auf der Insel Südgeorgien, die kaum so deutsche Meilen im Umfange hat, mitten im Sommer eine Kälte, wobei der Thermometer 30° , 32° , oder höchstens 34° anzeigt, das ganze Land mit tiefen Schnee bedeckt, alle Hütten mit festen Eisklumpen, welche 60 bis 80 Fuß aus dem Wasser hervorragten, gefüllt, und keine Spur von Flüssen oder Quellen; wie wenig Hoffnung darf man sich machen, Flüsse jenseits des 71° , oder gar um den Pol herum anzutreffen, woselbst sie doch entstehen müßten.“ Auch der gänzliche Mangel alles Treibholzes beweiset, daß kein Polarsüdländ da sey. S. Der Satz, daß die See, wenn sie gefriert, nur ein salziges Eis geben könne, wird durch die ungefähre Beobachtung von Adanson, und die mit Fleische angestellte Erfahrung von Nairne gänzlich umgestossen. Dieser erhielt während des scharfen Frostes im Winter 1776 aus dem, in einem Gefäße der Lust ausgesetzten Seewasser ein sehr hartes, $3\frac{1}{2}$ Zoll langes, und 2 Zoll dicks Stück Eis, welches, nachdem es in frischem Wasser abgewaschen wurde, und bey gelinder Wärme aufging, ein frisches, süßes, und spezifisch leichteres Wasser gab, als ein Gemisch von Schnee und Regenwasser. Das übrig gebliebene Seewasser war spezifisch schwerer, als anders

Seewasser geworden. *) Senem fror das in zwey Flaschen geschöpfte Meerwasser auf dem Wege von Brest nach Paris, die Flaschen zerplatzten, und daß darin gefundene Eis zergieng zu ganz frischem Wasser. **) Higgins erhielt bey seinem Versuche nur dünne Blättchen von Eis, welche sehr schwach aneinander hingen, und salzig waren. Er hätte aber mit Geduld warten sollen, bis er ein dickes und festes Eis bekommen hätte. 6. Gedde versichert, daß die Eisberge nichts anders sind, als abgerissene Stücke der Eisberge auf dem Lande. Diese Meinung hat Lomonossof, und zum Theile auch Ellis angenommen, de la Potherie behauptet diese Entstehungsart beynahe mit Augen angesehen zu haben. ***) Doch sie können auch im Meere selbst entstehen. Sobald Sturm und größere Fluth das Eissfeld in Schollen bricht, werden diese Schollen übereinander geschoben, und frieren zu dickeren Massen, und zuletzt zu ganzen Eisbergen. Forster hat in dem südlichen Polarseen Eisberge gesehen, die regelmäßige, beynahe gleich dicke Lagen übereinander liegend hatten. Einige derselben hatten eine Schichte die Durchsichtig, und die andere, die undurchsichtig war; welche sichtig aus gefrorenen Schnee bestund, Schnee, der oft viele Ellen tief fällt, und vom Regen aufgethauet, von neuem gefriert, und immer fester wird, trägt vieles dazu bey, die Eisberge endlich zu unglaublich

*) Philos. Transactions Vol. 66.

**) Adansons Nachricht von seiner Reise nach Senegal, herausgegeb. von Schreber. S. 223.

***) Histoire de l'Amerique septem. par Mr. de Bavgille de la Potherié,

her Höhe aufzuhürrmen. 7. In Mainne's Versuchen entstand das Eis an der Oberfläche des Seewassers, und schoß seine Krystallen unterwärts an; es ist also das Land nicht einmahl als ein Ruhepunkt, woselbst das Eis sich ansetzen könne, unentbehrlich. *) Wir können nicht umhin bey dieser Gelegenheit die ungereimte Meinung von einigen anzuführen, welche glauben, daß das Treibeis Feuer fange, und als Holz gebraucht werden könne. Die guten Leute sahen in der Ferne helle Flammen aus dem Eise hervorkommen, und dachten nicht, daß sie aus dem durch starke Reibung zwischen dem Eise in Brand gerathenen Treibholze entstanden seyn. **)

Die Stromgänge des Meeres.

Die Stromgänge (Corrientes, Courants) welche als Folgen von der Ebbe und Fluth angesehen werden müssen, theilt man in beständige und veränderliche. Diese gehen immer in der Richtung der periodischen Wände, die man Moussons oder Passatwinde nennt. So strömet zum Beyspiele, zwischen den maldivischen Inseln das Meer sechs ganze Monate von Osten nach Westen, und sechs andere von Westen nach Osten; bey Ceylon geht der Strom vom halben März bis Oktober von Norden gegen Süden, und umgekehrt die übrigen Monathe, u. s. w. Ihre Ursache liegt unstreitig in

*) Horsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 59.

**) Olaffens und Povelsens Reise durch Island 1 Band.

den Winden, und wenn sie die Richtung der Winde nicht allzeit allzugenau halten, so kommt es von der Lage der Küsten oder selbst von dem allgemeinen Strome her, aus dessen Vereinigung mit der besondern vom Winde entstandenen Bewegung eine Mittelrichtung entstehen muß.

Die Richtung der beständigen Stromgänge gibt J. N. Forster also an: Da die See zwischen den Wendekreisen beständig von östlichen Winden im atlantischen Meere gegen das feste Land von Amerika, und im stillen Meere gegen China, Neuholland, und die molukischen Inseln angetrieben wird, so strömt dasselbe nördlich und und südlich längs der Küsten des festen amerikanischen Landes, und kommt in den milden Erdgürteln von Südwesten nach Nordosten im nördlichen Hemisphäre; und von Nordwesten nach Südosten im südlichen Hemisphäre. Wir finden daher, daß in der nordlichen Halbkugel aus der Bay von Mexiko eine Strömung nordostwärts nach Irland, und Norwegen geht. Und von der Küste von Brasilien führt in der südlichen Halbkugel eine andere Strömung die Wässer des Oceans beym Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey ins indische Meer. Dagegen stößt sich die Strömung nordwärts an Norwegen, und geht wieder von Osten nach Westen auf die östliche Küsten von Grönland zu im kalten nordlichen Erdgürtel; im südlichen Hemisphäre stößt sich die von Kap fortgehende Strömung an Neuholland, und geht demnach wieder in kalten Erdgürtel westlich. *) Eine kleine Aufmerksamkeit auf

*) J. N. Forsters Geschichte der Entdeckungen und Seefahrten im Norden S. 321.

die Gestalt der Küsten muß jeden überzeugen, daß die Ursache dieser Stromgänge zwar in dem allgemeinen Strome der Richtung aber an den Küsten lieget. Die Erklärung des Gr. v. Buffon, der eine doppelte Reihe von Seegebirgen, welche man als Ufer des Stromganges sich einbilden soll, annimmt, könnte viel Wahrscheinliches haben; wenn es gewiß wäre, daß der Stromgang bis auf den Boden des Meeres in der nämlichen Richtung, und wenigstens mit der nämlichen Geschwindigkeit fortgeht. Aber dies bezweifelt man billig; wenigstens berichtet Komarnossow, daß die eigenen Stromgänge nach dem Zeugniß der Seefahrer meistens auf der Oberfläche schneller sind, als in der Tiefe, und daß man sogar zweifelt, ob sich die Stromgänge in die Tiefe verbreiten.

Nichts bestätigt die Strömung von S. W. nach N. O. in dem nördlichen wilden, und kalten Erdgürtel mehr, als die große Menge von Treibholz, welche diese Strömung in Irland, Schottland, den Faröne, Orkneys, den Schottland-Inseln, Island und Norwegen ans Land führt. Die Hölzerarten sind Fichten und Tannen, Linden, Birken, Brasiliensholz, Fernambuck u. d. m., welche die auf seine Geschöpfe wachende, liebreiche Vorsicht diesen nördlichen vom Holze entblößten Ländern zukommen läßt. *) Da sehr viele westindische Holzarten unter dem treibenden Holze sind, so ist kein Zweifel, daß das meiste Treibholz von Amerika kommt. Man weiß aus Reisebeschreibungen, daß bey Vera Cruz, und in dem mexikanischen Meerbusen Treibholz gesehen wird, wel-

*) Dlaßens und Povelsens Reise durch Island. i. B. S. 271.

ches vermutlich von Florida kommt; und es ist ja bekannt, daß viele große Flüsse von Amerika, welche durch unermessliche Waldungen fließen, eine solche Menge von losgerissenen Bäumen führen, das diese bisweilen ganze Inseln gestalten. Catesby berichtete ausdrücklich, *) daß die großen Flüsse von Virginien und Carolina viele Waldungen losreissen, und daß sie sich selbst dadurch in ihrem Laufe hemmen, über die Ufer sich ergießen, und neues losgerissenes Holz in die See hinunter führen.

Periodische Überschwemmungen einiger Flüsse.

Die periodischen Überschwemmungen von dem Nil waren vor Zeiten viel berühmter, als sie jetzt sind, theils weil man nun überzeugt ist, daß sie in den eben auch periodischen Regen, welche in Aethiopien vom April bis zum September fast unaufhörlich dauern, ihre Ursache haben, theils auch, weil die Ehre einer solchen Erscheinung nicht mehr ihm allein gebührt; sein Anlauf fängt selten eher an, als im Junius, und höret auf im September. Die Überschwemmung des Rio Dolce in Südamerika fällt gemeiniglich im Jänner ein; sie entsteht aus dem Schnee, der in den Gebirgen von Chili und Peru durch die Sonnenhitze schmilzt. Die Paraná tritt regelmäßig des Jahres zweymahl aus ihren Ufern. Die Sommerüberschwemmung fängt meistens im Dezember an, und setzt sich zu Ende des Hornungs; die andere

*) In der Naturel history of Caroline.

dauert von der Hälfte des Junius bis zur Hälfte des Juliius; die erste wegen des geschmolzenen Schnees, die zweyte wegen des Regens zwischen dem Gebirge. *) Die Überschwemmung des Ganges fangen im Junius an, und hören gegen das Ende des Augusts auf. Sie unterscheiden sich dadurch von andern, daß sie nur eine kurze Weile dauern, und nach einer Zwischenzeit wieder kommen. Das Wasser, welches das Land auf einmal überschwemmt, bleibt höchstens zwey oder drey Tage darauf stehen, und verschwindet hernach; nach acht Tagen werden diese Überschwemmungen mit mehr oder weniger Stärke wiederholt, und dieses währt so lange, bis sie gänzlich aufhören. Man kann kaum begreifen, wie nützlich diese Überschwemmungen theils durch die Bewässerung des Bodens, theils durch den zurückgelassenen Schlamm diesen Ländern sind. Es scheint, der liebreiche Urheber der Natur habe hierdurch diese trocknen Gegenden schadlos halten wollen.

Borri's, (eines der ältesten Reisenden) Schilderung der höchst merkwürdigen Überschwemmungen in Cochinchina, und die dadurch entstehenden wohlthätigen Folgen:

Dieses Land (erwähnt dieser Reisende) genießt der vier Jahreszeiten, welche, wenn gleich nicht genau so eingetheilt, wie in Europa, dennoch weit gesinder und anziehender ihren Einfluß äußern. Im Sommer, der die Monate Junius Julius und August in sich begreift, herrscht

*) Geschichte der Abiponen 1 Th, S. 57 und 238,

Hier eine große Hitze wie denn das Land auch unter der heißen Zone liegt. Dennoch hört im August bis November die große Hitze auf, und die Luft bleibt sehr gemäßigt, weil jetzt, im Herbst dieser Gegenden, beständige Negen auf die Gebirge der Kemois fallen. Dadurch vermehren sich die Gewässer so sehr; daß sie das ganze Reich überschwemmen, und so sich mit dem Meere verbinden, daß man kaum einen Unterschied wahrnehmen kann. Diese Überschwemmungen treten regelmäßig von vierzehn zu vierzehn Tagen ein, und währen jedesmal drey Tage hindurch. Die wohlthätiger Einfluss besteht nicht blos in Erfrischung der Luft sie geben auch den Boden Fertigkeit, machen ihn fruchtbar und reich in der Hervorbringung aller Produkte. Hierunter ist der Reis das trefflichste Manna und allgemeinste Nahrungsmittel im ganzen Reiche. In den anderen drey Monathen, welche die Wintermonath sind, wehen Nordwinde, welche einen so kalten Negen herbeiführen, daß sie hinreichen, um den Winter von den anderen Jahrszeiten zu unterscheiden. Endlich zeigen sich in den Monathen März, April und May die Wirkungen des angenehmen Frühlings, denn Alles prangt im grünen Schmelz, in Blüthen und Blumen."

Übrigens glaube ich nicht unrecht zu thun, wenn ich noch einige merkwürdige durch benannte Überschwemmungen sich ereignende Umstände, anfühe:

"Fürs Erste werden diese Überschwemmungen von Jedermann mit Sehnsucht erwartet, nicht nur weil sie eine frischere Luft mit sich bringen, sondern noch weit mehr der Fruchtbarkeit wegen, die sie der Erde mittheilen. Daher ist bey Annäherung der Überschwemmungen die Freude höchst allgemein; sie wird durch Besuche, Feste, dann Freudengeschrey zu erkennen gegeben, und Alles ruft mehrere

male Daden Lut, daß Wasser ist da. Übrigens giebt es niemanden, der nicht an den Festlichkeiten Theil nähme, den König selbst nicht ausgenommen.

„Und da diese Überschwemmungen oft plötzlich und unversehens kommen, so geschieht es, daß man manchen Abend, ohne noch daran zu denken, nach Hause geht, des nächsten Morgens aber sich schon in sein Haus verschlossen sieht, und dies zu gleicher Zeit im ganzen Lande. Bey solchen Gelegenheiten geht viel Vieh zu Grunde, das nicht Zeit hat, auf die Berge oder andere erhobene Orte zu flüchten.“

Für diesen Zeitpunkt besteht im Reiche ein sehr willkommenes Gesetz, wonach Ochsen, Ziegen, Schweine und anderes Vieh, das vom Wasser überrascht wird jedem gehört, der es erretten kann. Dieses Gesetz, außer daß es die Lage manches Armen erleichtert, verursacht auch überdies ein großes und ganz besonderes Vergnügen. Bey der Ankunft des Wassers wirft sich alles in Warken, und geht auf die Jagd und Eroberung des Viehes aus, welches nachher bey dem Feste und Banqueten verzehrt wird.“

Die Kinder haben ebenfalls ihre Spiele und Kämpe, die mit ihrem jarten Alter im Verhältniß stehen. Von den großen Reissfeldern die von Ratten und Mäusen wimmeln, flüchten diese Thiere weg und retten sich auf Bäume. Es macht nun den Kindern ein außerordentliches Vergnügen zu sehen, wie die Zweige statt der Blätter und Früchte ganz mit Mäusen bedeckt sind. Nun nähern sie sich bandenweise in ihren kleinen Kähnen, und hauen die Äste ab, damit die Thiere herunter ins Wasser fallen. Dieses kindische Vergnügen ist aber von großen Nutzen für

für die Felle, welche nicht besser von so häufigen und gefährlichen Thieren befreyt werden könnten.

„Der letzte Vortheil, den der Nut herbeiführt, und der wahrlich nicht gering ist, besteht darin: daß Jedermann sein Haus mit allen Erfordernissen auf die bequemste Art und nach der reichsten Wahl versehen kann. Denn während dieser drey Tage ist das Land schiffbar und zwar in dem Grade, daß man von jeder Stadt zur anderen alles Mögliche schaffen kann.“

Die Zeit der Überschwemmung ist daher auch die der berühmtesten Messen und Märkten im Reich, und der Zulauf auf selbe weit stärker, als in einem anderen Theil des Jahres. Während dieser Zeit schafft man auch noch das erforderliche Brennholz herbei, indem man es von den Bergen herab in den Barken führt, welche bequem durch die Straßen ja selbst in die Häuser fahren, die aus diesem Grunde auf erhöhten Balken stehen; welche dem Wasser freyen Zu und Durchlauf gestatten. Jedermann flüchtet sich in das höhere Stockwerk, welches natürlicherweise schon so erbaut ist, daß allen Erfahrungen zu Folge, das Wasser nicht so hoch steigen kann. Auch verdankt Cochinchina diesen Überschwemmungen die doppelte Arnte an Reis und die Menge von Gemüse.

Sonderbare Erscheinungen des Regens unter den warmen Himmelsstrichen.

Bey uns, und fast überall in temperirten und kalten Ländern, wie die Winde unbeständig, und unregelmäßig sind, so ist auch die Zeit und die Dauer der Re-

gen unregelmäßig; es sind aber doch in jedem Lande gewisse Winde, die Regen zuführen, und andere, die den Himmel aufklären. Unter den warmen Himmelsstrichen verhält sich die Sache ganz anders. Es gibt Länder, in welchen es niemals regnet, und wieder andere, in welchen es fast ganze sechs Monate regnet und andre sechs Monate immer trocken ist; und noch andere, in welchen die Regenzeit 1, 2 oder 3 Monate dauert, und alle Jahre in die nämlichen Monate einfällt, so daß die Einwohner ihre Säe- und Erntezzeit darnach gewiß richten können. In dem westlichen an dem stillen Meere liegenden Theile von Amerika gränzen zwey ungeheure lange Striche von Ländern, in derem einem es fast beständig regnet, in dem andern niemahls; der erste erstreckt sich von dem Meerbusen bey Guajaquil bis gegen Panama fast 300 Meilen in der Länge; der andere fängt auch bey Guajaquil an, und erstreckte sich südwärts auf 400 Meilen. Man weiß so gewiß, daß man vom Regen nichts zu fürchten hat, daß man die Häuser zu Arica und Lima ohne Dächer bauet. Der Wind, der auf diesem Theile der Küste wehet, kommt insgemein aus der See von Südwesten; er findet in dem flachen dünnen, und von allen Waldungen entblößten Lande keine hinderlich, und treibt folglich die Dünste vor sich, bis sie an die sehr hohe Wand des Kordilleras anstoßen, und zwischen diesem Gebirge in einem der heftigsten, und dauerhaftesten Regen sich ergießen. Hingegen ist das Land nordwärts von Guajaquil bis fast Panama durchaus mit Wäldern besetzt, über welche in diesen heißen Ländern immer häufige Dünste schweben; diese ziehen die aus dem Meere durch den Wind zugeführten Dünste an sich, und fallen mit ihnen in heftig-

gen Regen herab. Diese Erklärung ist von Bouguer,
*) und scheinet der Wahrheit näher gekommen zu seyn,
als diejenigen des du Carla, der alle in südlichen Amer-
rika fallende Regen von dem beständigen Ostwinde her-
leiten will. **) Alle Winde, die Nordwinde allein aus-
genommen, müssen über eine Kette von Gebirgen streichen,
bevor sie in das flache Ägypten kommen können. Der
Süd reiniget sich zwischen den hohen Bergen von Abessi-
nien, der Ost entledigt sich der Dünste an dem Gebir-
ge, das zwischen dem rothen Meere, und dem Nil liegt,
und der West an dem Atlas; es ist also kein Wunder,
wenn es in Ägypten niemals regnet. Was die periodi-
schen, und viele Monate anhaltenden Regen anbelangt,
scheint es kein Zweifel zu seyn, daß ihre Zeit, und Dauer
von den Winden bestimmt wird. Die Moussons oder
Passatwinde geben den nämlichen Lande Trockne, oder
Regen, darnach als ihre Richtung ist. So lange der
Wind von Osten herkommt, regnet es in Koroman-
del; in Malabar aber ist es beständig trocken; segt
er aber einmahl um, und nimmt seine Richtung von We-
sten gegen Osten, so regnet es in Malabar, derweil in
Koromandel die Heiterkeit des Himmels nichts stören
kann. Diese zwey Länder werden durch die Gatte, das
ist, durch eine von Norden bis an das Kap. Comorin
sich erstreckende Kette von Gebirgen geschieden. Weil ein
Arm des nämlichen Gebirges bis Ceylon fortläuft, und

*) Reise nach Peru S. 25.

**) Observations sur la physique par Mr. Rozies 1781
et 1782.

diese Insel in zwey Theile scheidet, so regnet es auf ih-
rer östlichen Seite so lange als der Wind von Osten
bläst, und wieder an der westlichen, wenn er von We-
sten kommt. In den philippinischen Inseln herrscht die
 nämliche Abwechslung. Diese Inseln bestehen aus einem
unordentlich aufgetürmten Haufen sehr hoher Gebirge.
Die vornehmste Kette derselben läuft von Norden nach
Süden, die übrigen Gebirge sind nur Zweige derselben.
Diese Lage macht zwey verschiedene Jahrszeiten auf den
westlichen, und östlichen Philippinen. Auf den östlichen
regnet es vom Junius bis zum September und um diese
Zeit wehen die Ostwinde. In den Gegenden, welche ge-
gen Norden und Westen liegen, hat man dann schönes
Wetter; aber im Oktober, und den folgenden Monaten
wehen dahier die Nordwinde mit der größten Heftigkeit,
und sind mit eben solchen Regengüssen begleitet. Derweil
der südliche Theil der Insel St. Dominique von
November bis in April eine erstaunliche Trockne, und hi-
che verspüht, regnet es in den nördlichen immer; von
April aber an ist es hier Sommer, und dort Winter. Die
Insel theilt ein von Osten gegen Westen sich erstreckendes
hohes Gebirg. Ja sogar in kalten Ländern findet man
die nämliche Erscheinung, nur mit dem Unterschiede, daß
die Zeit, und Dauer der Trockne, oder des Regens mei-
stens unbestimmt ist. „Im Nordlande auf Island (so
„schreiben Olafsen, und Povel sen *) sind zwey
„Witterungen im Gegensahe. Nördlicher Wind bringt
„aus der See Sturm, Kälte, dicke Luft, Regen und

*) Reise durch Island. 2 B. S. 13.

„Schnee, selbst im Sommer hieher, da er im Gegen-
theil dem Südlande klar Wetter giebt. Der Südwind
bringt dem Südlande eine trübe, und feuchte Luft mit
anhaltendem Regen, da er hingegen dem Nordlande
einen klaren und milden Himmel giebt. Die Ursache hie-
von ist in der großen Strecke von Gebirgen zu suchen,
die das Land theilet.“

Ursache der grimmigen Kälte in Sibirien.

Schon Strahlenberg, und der ältere Gmelin schreiben die ungemein große Kälte Sibiriens der hohen Lage dieses Landes zu, der Abt Chappe d'Auterache widerspricht dieser Meinung, und will vielmehr gefunden haben, daß überhaupt Sibirien keinen sehr erhabenen Boden habe. Er schreibt die Kälte der großen Menge vom Salze zu. Den Streit entscheidet Pallas, und giebt zugleich die wahre Ursache der grimmigen Kälte an. Diese Stelle verdient mit dem eigenen Worten dieses großen Mannes angeführt zu werden, weil sie ein nicht geringes Licht über die Ursache der Temperatur im Allgemeinen verbreitet. „Er (der Abt Chappe) ist darin zu entschuldigen, sagt er, daß er glaubte, Sibirien, oder die Ebene ostwärts von uralischen Gebirge sey über die europäischen nicht so sehr erhöhet, als es Strahlenberg versichert. Die Nördlichen Gegenden, durch welche ihn sein Beobachtungsgeist führte, sind wirklich niedrige, mit Wäldern bedeckte, und sehr oft sumpfige Ebenen. Aber er gibt selbst zu, daß die Fläche Sibiriens sich gegen Mittag nehmlich gegen die Alpen, welche

„ dessen Gränze ausmachen, erhebt. Und gleichwie sich
„ diese große Gebirgskette ostwärts immer mehr und
„ mehr über Sibirien ausbreitet, und erhebt, so wird
„ auch die Erhöhung der sibirischen Ebenen daselbst be-
„ trächtlicher, und ihr Haldung jäher, welche Strahlen-
„ bergs Behauptung rechtfertiget. Diese Lage Sibiriens
„ in einer gegen das Eismeer abhängigen Fläche, wobey
„ es den Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, von den
„ erwärmenden Südwinden aber, durch die große Kette
„ des Gränzgebirges, dessen höchste Koppen mit immer-
„ währenden Schnee bedeckt, und von den Westwinden
„ durch die uralische Berghöhe ausgeschlossen ist, scheint
„ die Hauptursache der Neuigkeit des sibirischen Klima
„ und wirksamer, als seine Erhöhung allein, oder der
„ salzreiche Boden Sibiriens zu seyn. Zum Beweise die-
„ ses Satzes würde ich die Gegend um die Bernaulische
„ Schmelzhütte am Obfluss anführen, welche durch eine
„ Strecke von Bergen und Wältern, die zwischen dem
„ Tom, und Ob vorliegen, gegen die Nordwinde bes-
„ schützt wird, und alle Arten von Gartenfrüchten, so-
„ gar Melonen und Wassermelonen, in freyem Grun-
„ de vollkommen zur Reife bringt; da hingegen zwey
„ Grad weiter südwärts am nordlichen Abhange der al-
„ taischen Berge dergleichen Früchte ihre Vollkommen-
„ heit nicht erreichen. Ich würde ferner die seleginski-
„ schen Thäler, und die um dem Fluss Abakan gelegenen
„ Gegenden anführen, wo im April in den warmen Thä-
„ lern am Fuße derjenigen Berge, alles blühet, deren
„ Nordseite Neis, und Schnee bis in den Junius bede-
„ cken. Ein Theil von unserem Europa hat sein sanftes
„ Klima vielleicht den scandinavischen, schottischen Alpen,
„ welche die Nordwinde abwenden, so wie auch dem Um-

„ stande zu verdanken, daß die nordischen Eisfelde zwischen Europa und Amerika eine freye Straßen haben. — — — Hingegen äußert daß zwischen den Nord-Cap, und Spitzbergen eingeschlossene Eis schon seinem Einfluß auf das Klima vom nördlichen Russland. Die astrakanischen und krimischen Steppen scheinen im Gegentheil den hohen Grad ihrer Sommerhitze, durch welche daselbst sogar Pflanzen, die nur Persien und Syrien eigen sind, gedeihen, ihrer gegen die warmen Süd- und Südostwinden offenen Lage, und den hohen Ländern, welche sie gegen Norden bedecken zu verdanken haben.“ *)

Verschiedene Temperatur der Winde.

Die Winde nehmen die Temperatur der Länder an, über welche sie hinüberstreichen. Auf den hohen zwischen den Cordilleras gelegenen Thälern, durch welche vor Zeiten die Straße aus Peru nach Chili gieng, herrscht ein kalter gar nicht heftiger Wind, der die Leute gleichsam unvermerkt tödtet, oder wenigstens so durchdringt, daß ihnen die Finger von den Händen, oder die Zehen von den Füßen wegfallen. P. Acosta sprach selbst mit dem Kavitätin Rostilla, der 3 oder 4 Finger auf dieser Reise verloren hat. Er schätzte sich noch glücklich; denn ein großer Theil von den kleinen Kriegsheere, was

*) Beschreibung über die Beschaffenheit der Gebirge, S. 17.
Anmerkung.

er anführte, blieb tot; er hatte sogar noch unverehrte Leichnahme derer gefunden, die mit dem ersten Eroberer von Chili, dem Diego Almagro den nämlichen Weg gegangen sind. *) Auf dem flachen Lande von Asien und Afrika hingegen sind die Winde oft brennend heiß. Die sogenannten Sumiels oder Samums Herrschern nach Chardins und Thevenots Berichten längs dem persischen Meerbusen, allein zwischen den 18ten Junius und 25ten August, während welcher Zeit auch die größte Hitze an diesem Meerbusen ist. Sie wehen mit großem Geräusche, scheinen ganz roth, und entzündet zu seyn, und tödten augenblicklich alle Leute, die sie anwehen, durch eine Art von Erstickung, sonderlich bey Tage. Das einzige Mittel wieder sie ist, daß man sich geschwind das Gesicht bedecke und sich vorwärts auf die Erde werfe, bis der Wind vorüber ist, welches in einer Viertelstunde geschieht. Kämpfer redet von dem nämlichen Winde, und macht dabei die Anmerkung, daß eben dieser brennende Wind die feuchten Tücher, und Geschirre frostig macht. Die Sache schien ihm unbegreiflich; sie ist aber in der heutigen Naturlehre kein Geheimniß mehr. **) P. Lobo macht eben auch von einem an dem rothen Meer zimlich gemöhnlichen Winde Meldung, denn die Araber Uri nennen, und der dieselbe Gegend in einem brennenden Ofen verwandelt, aber in einer Viertelstunde vorbeystreift. ***) An den

*) Historie naturelle des Indes. d. 3. c. 9.

**) Amoen. exot. Fasc. 4. Relat. 2 et 3.

***) Voyage historique d'Abyssinie par P. Jerome Lobo.

Küsten von Guina wehet zu bestimmten Zeiten aus dem innern Afrika gegen das atlantische Meer ein Wind *Har-mattan*, genannt; welchen ein dicker Dampf, oder Nebel, den kaum die Sonnenstrahlen, als nur am Mittlege, durchdrängen können, begleitet. Das Gras welkt, wenn er wehet, und wird so dürr wie Heu. Die Zweige verschiedener Bäumen trauen, und die Blätter werden welk, so, daß man sie, wenn der Wind 10 bis 12 Tage anhält, zwischen den Fingern zu Staube reiben kann. Die Augen, der Mund und Gaumen der Leute werden trocken, und in einer Zeit von sieben Tagen schält sich die Haut von den Händen. Der Schweiß ist scharf und kommt dem mit Wasser verdünnten Hirschhorngeist sehr nahe. *)

Salziger Thau in Sibirien.

Da es eine ausgemachte Sache ist, daß aus dem Salzwasser das Salz mit den Dünsten nicht in die Luft steigt, so ist der salzigste Thau, welcher nach dem Zeugnisse des Pallas, und überhaupt der Reisenden auf den sibirischen salzigen Steppen fällt, eine sonderbare Erscheinung. „Da uns erstaunlich durstete (so schreibt L e z e n h i n) so krochen wir auf der Steppe herum, und suchten Thautropfen, aber der Thau war salzig. Anfangs schrieben wir dieses den Salzkräutern zu, womit die Steppe bedeckt war; aber wir fanden, daß der auf

*) Magazin für das Neueste aus der Physik 1. B. S. 42.

„unseren Sachen, als Kleidern, Satteln, u. d. m. ge-
„fallene Thau eben so salzig war.“ Georgi leitet die-
se Erscheinung von der durch die Wärme flüchtig gewor-
denen Salzsäure her. Denn, sagt er, das mineralische
Alkali, ob es schon auch rein vorkommt, befindet sich
doch meistens auf diesen Steppen entweder im Koch- oder
Glaubersalze. Es haben aber die Scheidekünstler schon
längstens bemerkt, daß durch die Kraft der Wärme ein
Theil der Säure aus den Mittelsalzen verfließt; welches
um so viel glaubwürdiger wird, weil das mineralische Al-
kali in den mittägigen Steppen je häufiger, und reiner
gefunden wird, desto mehr das Erdreich der Sonne aus-
gesetzt ist.

Merkwürdige Überbleibsel von Seethieren auf dem festen
Lande.

Bey den Überbleibseln der Seethiere, kommen eini-
ge Umstände vor, welche besonders betrachtet zu werden
verdienen. 1. Die Menge derselben ist fast unglaublich
groß. Ganze auf viele Meilen ausgedehnte Striche sind
voll derselben. „Es ist eine erstaunungswürdige Sache;
„(so redet der Geschichtschreiber der königl. Akademie von
„Paris von der Muschelgeschichte in Touraine) eine
„Masse von 130 Millionen 680 tausend kubischen Tois-
„sen ist unter der Erde vergraben, die nichts anders ist,
„als eine Sammlung von Seemuscheln, unter welche

*) Acta Acad. Imper. Petrop. ad annum 1772. P. I. 197.

„ nichts fremdes, weder Stein, noch Erde, noch Sand „ vermischt ist. Dieser Haufen befindet sich in Tourain „ in einer Entfernung von 36 französischen Meilen von „ dem Meere.“ In der Nachbarschaft von Pest bre- chen, im dem sogenannten Steinbrüche, in einem beyna- he flachen Boden Steine, welche größtentheils aus lau- ter Muscheln und Schnecken zusammengebacken sind. Ähn- liche Steine sind bey Kroisbach oder Rákos in der Ödenburger Gespannschaft. Die aus Kammuscheln, und Alcyonen, oder Schwammartigen Korallenstückchen bestehende Steinschicht bey Eggenburg in Österreich liegt ganz in flachem Lande, und liefert schon lange der großen Hauptstadt Wien Steine für Thür- und Fen- sterstücke. 2. Man findet sie ganz unversehrt, bald ver- steinert, bald verkalkt; ganz, oder in Trümmern. 3. Oft trifft man einen unordentlichen Haufen von hundert ver- schiedenen, untereinander vermengten Gattungen an; oft aber bekommt man nur eine einzige Gattung zu se- hen. Der Kaltstein in dem am S urge t liegenden Hö- hen besteht fast ganz aus kleinen hohlen, nicht viel grös- seren Körnern, als Mohnsaamen; man erkennt sie aber bei genauerer Besichtigung für eine unzählliche Menge kleiner gewundenen Schnecken von einerley Gattung und Größe. 4. Nicht auf der Fläche allein, sondern auch, und zwar hauptsächlich in den Gebirgen, welche an das ebene Land anstoßen, findet man die Versteinerungen häufig; und dies gilt nicht nur allein von Kalklagen, sondern auch von den unter dem Kalsie liegenden Thonschichten, in welchen die meisten Abdrücke von Fischen und Pflan- zen vorkommen. Sogar in erstaunlichen Höhen über die Meeressfläche findet man sie, nicht etwa einzeln zerstreut, sondern in ganzen mächtigen Felsenstücken. 5. Man hat

sie noch überall in allen Welttheilen nicht nur in der Tiefe der Vorgebirge, sondern auf hohen Bergen gefunden. So weit ich, sagt Kämpfer, *) das kaukasische Gebirg an den Küsten des Kaspischen Meeres durchgesucht habe, fand ich sehr viele Felsen, welche aus lauter, meistens überaus kleinen Seemuscheln und Schnecken zusammengesetzt waren; und dergleichen beobachtete ich mit Erstaunen sogar auf den Gipfel der Berge, welche über die Wolken stiegen. Dr. Shaw bezeugt beyläufig das nämliche von einigen afrikanischen Gebirgen. Die alten Stadtmauern von Sunz waren aus einem Steine, der voll Versteinerungen ist. Zwischen Sunz und Kairo, wie auch an allen Bergen, und Hügeln von Lybien findet man eine Menge versteinerte Echiniten, und andere zweyschaalige Muscheln. Die Felsen in Palästina, enthalten eine Menge Korallen und Muscheln; in den Bergen Castravan über Baroutte ist eine Schicht von einem weiflichen Schiefer, dessen Blätter Abdrücke von Fischen so vollkommen enthalten, daß man die Schuppen, und alle mindeste Theile noch unterscheiden kann. In Amerika sind sie in Virginien in einer Entfernung von 60 und mehr Meilen vom Meere, in Neuengland, in Carolina, und an den Küsten von Patagonien ange troffen worden. Nur von dem hohen Gebirge von Südamerika glaubte man auf das Zeugniß der französischen Akademisten, daß sie keine Versteinerungen enthalten, ob schon man aus dem alten Bergbuche des Alonso Barbe hätte wissen können, daß auf dem hohen Wege von Po-

*) Amven, erot. Fasc. 2. relut, 10. §. 3.

to si nach Oranesta Steine gesehen werden, in welcher allerhand Muscheln zu finden sind. Doch hat schon de la Condamine nach seiner Zurückkunft aus Amerika kund gemacht, er sey durch Briefe Unterrichtet worden, daß man auf den hohen Bergen in Peru Ammonshörner gefunden habe. *) Wenn auch dieses Zeugniß zweifelhaft wäre, so ist doch jetzt aller Zweifel durch die Versteinerungen von zwey und einschaligen Muscheln gehoben, welche man nach dem Berichte des Ulloa in den Bergen, die sich nahe bey Guancavelka erheben, in großer Menge gefunden hat. **) Noch bestimmter schreibt le Gentil von Versteinerungen auf den Andes in einer Höhe von 2200 Toisen über der Meeressfläche. ***) Wir können hier eine Beobachtung nicht unangeführt lassen, welche Pallas, Montet, und lang vor ihnen Valisnieri gemacht haben, und welche mehrere Bestätigung zu erfordern scheint. Es ist merkwürdig, sagt Pallas, daß so selten an der nördlichen Seite der waldaischen Berge die Versteinerungen sind, so häufig sie gefunden werden, wenn man von diesen Bergen südlich in die Ebene kommt. ****) Montet hingegen versichert, niemals tiefer im Lande als bis auf 4 oder 5 Meilen vom Meere auf der Abendseite von Montpelier Versteinerungen gefunden zu haben; auf

*) Memoires de l'Acad. des sciences de Paris, 1768.

**) Ulloa phys. und histor. Nachrichten vom südlich. und nordöstl. Amerika, 2 Th. S. 78.

***) Memoire de l'Acad. de Paris 1771. p. 274.

****) Reise durch Russland, 1 B. S. 10.

den Bergen von Esperou, wie auch in einem großen
Striche des Landes von Servennes sey keine Spur
davon. *) Auch Walisnieri sagt, das Überbleibsel des
Meeres nur allein in den Hügeln zu finden sind, welche
gegen das nächst gelegene Meer gewendet sind; denn,
wenn man gegen Florenz, Siena, u. s. w. hinaufgeht,
ist nichts mehr davon zu sehen. **) Allein dem sonst auf-
richtigen Walisnieri widerspricht Targioni Tozzeti,
und sagt ausdrücklich, daß nicht nur in der Gegend von
Siena, sondern auch in den Hügeln als Waldi Chiara-
n a Versteinerungen angetroffen werden. Der merkwürdig-
ste Umstand bey den Versteinerungen ist, daß man in
unsern Ländern häufig Überbleibsel von Thieren findet,
die in unseren Meeren nicht gefunden werden; einige kom-
men sogar sehr häufig vor, deren Urbilder wir noch nicht
kennen, wie z. B. die Ammonshörner und Luchssteine.
Pallas scheint dergleichen Versteinerungen keineswegs
für fremde und ursprüngliche indische Produkte ansehen zu
wollen; er behauptet, die Thiere, deren Überbleibsel man
für fremd hält, seyen Einwohner des nordischen sowohl
als mittelländischen Meeres, sie kämen aber niemahls
zum Vorschein, weil sie nur am Grunde leben. ***) Allein,
ob schon dies vielleicht von Ammonshörnern, und
solchen Gattungen, welche in einer überaus großen Men-
ge vorkommen, gesagt werden kann, so wird es doch schwer-
lich überhaupt gelten können; wenigstens kann es mit

*) Memoires de l'Acad. de Sciences à Paris 1768.

**) Relazione d'alcuni Viaggi Tom. 4. p. 447.

***) Betrachtungen über die Beschaffenheit der Gebirge.
S. 56.

een dem Rechte geläugnet werden, mit welchen es behauptet wird. Was wird man denn mit jenen Versteinerungen thun, deren Urbilder wirklich nur im indischen Meere sich vorfinden? Was mit denn Abdrücken der Pflanzen, welche Jussieu bey St. Chau mont im Lyonnais auf Schiefersteinen gefunden hat? Keine aus allen ist einheimisch; keine, die anderswo, als in Ostindien, und in warmen Ländern von Amerika zu wachsen pflegt. Jussieu war doch gewiß der Mann, der das Vaterland der Pflanzen zu bestimmen im Stande war. Es scheint Pallas rede nur von solchen Versteinerungen, deren Urbilder noch hänglich unbekannt sind.

Veränderungen des festen Landes durch Überschwemmung der Flüsse.

Die Überschwemmungen der Flüsse müssen nothwendig auf dem Lande Veränderungen verursachen. Herodot, Pomponius, Mela und Seneca behaupten, ganz Ägypten seye aus dem Schlamme entstanden, den der Nil aus Abessinien mitgebracht hat, besonders aber soll das Delta einstens ein Meerbusen gewesen seyn. Dr. Shaw sucht diese Meynungen durch die, mit den ältesten Nachrichten verglichenen Überbleibseln des Alterthums, zu bekräftigen. *) Herodot schreibt, daß wenn der Nil unter der Regierung des Myris auf 8 griechische Ellen anschwoll, alles Land in Ägypten genug-

*) Shaw Voyage T. 2.

sam befeuchtet wurde, zu seiner Zeit aber müsse er 15 bis 16 Ellen steigen, wenn er alles Land bedecken soll. Heut zu Tage muß der Nil zu diesem Ende 20 bis 24 Konstantinopolitanische Ellen steigen, und folglich hat das Land seit Myris Zeiten 16 Ellen Höhe gewonnen. Alle Aufmerksamkeit verdient dasjenige, was man bey Veneti g beobachtet. Die Flüsse der Terra ferma laden ihr Erd- und Schlammgemenge in das, die Stadt umgebende Meer aus, und machen es von Tag zu Tag seichter. Einige Häfen in den Inseln, von denen man gewiß weiß, daß sie in vorigen Zeiten eingeschiffet werden konnten, stehen jetzt unbesucht, oder gar mit Erdreich ausgefüllt. Kurz: Flüsse, deren Ausladungen diese Inseln vor Zeiten hervorbrachten, werden mit langsamem, aber nach mehreren Jahren dennoch kennbaren Wachsthume jene Anhägerungen fortsetzen, die diese wunderbare Beherrscherin des Meeres einst mit ihrem festen Lande wider ihren Willen verbinden dürfte. *) Loubere hat auf seiner Reise nach Siam angemerkt, daß die Sandbänke und seichten Orte um die Ausgänge der großen Flüsse der morgän-ländischen Königreiche durch den Niedersatz je mehr und mehr anwachsen, so daß die Schiffahrt auf erwähnten Flüssen je länger, je beschwerlicher fällt, und mit der Zeit gänzlich dürfte unterbrochen werden. Der Mississipi hat bey seiner Mündung in den verschiedenen Kanälen, die er sich selbst eröffnet hat, fast kein Wasser. P. Charlevaux hat in einer Entfernung von 200 Meilen von der Mündung dieses Flusses so entsetzlich große Sammlungen von angehäuften

*) Tobias Grubers Briefe hydrographischen Inhalts S. 151.

ten Bäumen die der Fluß am Ufer täglich niederreißt, gesehen, daß eine genug wäre alle Werkstätte, und Magazine von Paris mit Holze zu versiehen. Zwischen die Äste dieser Baumhaufen legt sich der Schlamm, bedeckt sie nach und nach, und nach 10 Jahren wachsen schon Sträuche und Mohr darauf. Auf diese Art sind in dem Flusse Inseln und Landspitzen entstanden, welche den Lauf des Flusses so oft verändern. *) Alle großen Flüsse theilen sich bey ihrer Mündung in mehrere Arme, welche eben so viele vom Flusse selbst angelegte Inseln umgeben. Die Volga ergießt sich in das kaspische Meer durch 70, die Donau in das schwarze durch 7, der Orinoque (Oronoko) in den Ocean durch 4 Kanäle u. s. w. Wenn der stille, und ordentliche Lauf der Flüsse solche Veränderungen hervorbringen kann, um wie viel größere müssen entstehen, wenn ein Fluss durch gählingen Zusluß wilder Wässer reisend wird? Im Jahre 1763 ergossen sich unvermuthet die drey Hauptflüsse von Roussillon mit einer erschrecklichen Gewalt. Drey kleine Bäche, welche ihren Ursprung auf dem Canigou haben, verursachten die meiste Verwüstung. Der eine stürzte einen Berg um, der aus lockeren wohl auch 30 Centner schweren Felsenstücken bestand; sogar Feuerfunken führten durch die gewaltige Reibung aus den Steinen aus. Der zweyte untergrub das höhere Erdreich so sehr, daß es auf die Ebene herabstürzte, und eine vor dreyhundert Jahren durch einen Erdfall verschüttete Mühle aufdeckte. Der dritte umgrub den Umfang einer Ebene so sehr, daß das Dorf

*) Histoire de la nouvelle France T. 6, p. 202.

Rieus eres, welches auf der Mitte dieser Ebene stand, jetzt auf der hohen Fläche eines abgestutzten Regels steht. *)

Merkwürdige Veränderungen an den Küsten durch die Ebbe und Fluth, und durch die Bewegung des Meeres von Osten gegen Westen.

Die Ebbe und Fluth, und die beständige Bewegung des Meeres von Osten gegen Westen, müssen beträchtliche Veränderungen an den Küsten nach sich ziehen. Einige Länder müssen das gewinnen, was den andern entzogen wird. Die Charte die Homann von Ostfriesland gegeben hat, bemerkt die Gränzen der alten Meerküsten und zeigt, daß an die Ufer neuangewachsene Land an, welches noch täglich zunimmt. Astur meldet als eine gewisse Sache, daß sich das Meer seit langer Zeit von der Ostseite der Küste bey Nieder-Languedoc, die zwischen der Stadt Agde m, und dem Ausflusse der Rhone liegt, nach und nach zurückzieht. Man weiß, daß sich Ludwig der Heilige zu seinen Kriegszügen nach Agypten und Tunis zu Aigue-mortes, welches damals ein sehr berühmter Hafen war, einschiffte. Aigue-mortes liegt jetzt eine Stunde von dem Meere. Psalmodie, das noch tiefer im Lande liegt, stand auch am Ufer des Meeres. Der alte Seehaven von Pisa ist nun festes Land,

und Ravenna liegt weit vom Meere weg. Die niedrige zu beyden Seiten der Neva von St. Petersburg gegen den finnischen Busen gelegene Gegend ist ganz deutlich ein aus Sand, und Schlamm mit vielen, oft sehr grossen Granitgeschieben vermischter, von der See angeschwemmter, und verlassener Boden. Ein merkwürdiger Beweis davon ist, daß vor etwa 45 Jahren, als man bey Strelna, unweit St. Petersburg, einen tiefen Kanal grub, unter verschiedenen abwechselnden Schichten von Thonschlamm, und Erde, ja so gar unter einer Steinschicht, ein eichenes, noch, bis auf die schwarze Farbe, ziemlich unverändertes Fahrzeug nebst verschiedenen Menschenrippen, und kenntlichen Haufen von Stroh, oder Schilf soll gefunden worden seyn. *) Das unterirdische Holz, welches man in Westerwald ausgräbt, und dasjenige, das die Isländer Surtarbrand nennen, und auf welches hohe Felsenlagen aufgesetzt sind, ist ohne Zweifel von Meerschlamm über schüttet worden. Diese An schwemmungen sind, wie man nicht zweifeln kann, durch eine gählinge Meeresthfluth geschehen; und was kann nicht ein durch Winde, und Stürme aufgebrachtes Meer? Wir dürfen die Beispiele nicht außer Deutschland suchen. Im Jahre 1277 hat eine Überschwemmung viele sehr schöne, wohl angebaute, und durch Flüsse besuchte Länder in Ostfriesland unter Wasser gesetzt, und sie in den Dollart, einen sich in das Land hineinstreckenden, Meerbusen verwandelt. Der Dollart hatte im Anfange mit dem Weltmeere von allen Seiten

*) Nordische Beyträge 1 B. S. 133.

eine Gemeinschaft. Ein beträchtlicher Theil von Gröningen war gänzlich von dem übrigen Lande abgeschnitten. Delfphzyll lag in einem Eylande, und es ist nur mit der Zeit geschehen, daß das Meer das hinweggerafte Land zum Theile wieder angesetzt hat. Im Jahre 1717 überschwemmte eine große Fluth die Herzogthümer Hollstein, Schleswig mit Bremen, Delfmenhorst, Oldenburg, Gröningen, Friesland, u. d. m. Im Norddithmarschen sollen die Wellen der See wohl 20 Ellen höher gewesen seyn, als die höchsten Thürme. Diese Überschwemmungen belehren uns, daß in den frühesten Zeiten noch mehrere andere müssen geschehen seyn, um so viel mehr, weil der Boden der Länder überhaupt um vieles tiefer, als jetzt, lag. Die bey dem Graben des amsterdamer Brunnens in einer Tiefe von 100 Fuß gefundenen Seemuscheln beweisen, daß der Boden von Holland wenigstens auf 100 Fuß durch den vom Meere zugeführten Schlamm angewachsen ist; *) denn daß Holland kein ordentlicher, und beständiger Boden des Meeres gewesen sey, läßt sich aus den wenigen in der Tiefe sehr zerstreut liegenden Seemuscheln ziemlich sicher ausnehmen.

Wechselnde Quellen und Flüsse.

Das Milchflüßchen an den Ufern des Lago di Comò sießt vom Anfange des Frühlings bis zum

*) Joh. Franz v. Berghey's Naturgeschichte von Holland.
2 Th. S. 261,

Anfang des Herbstes; im Winter bleibt es aus. Wahrscheinlicher Weise empfängt es sein Wasser von den hohen Bergen des Walliser-Landes, welchen im Sommer, da der Schnee langsam abschmilzt, dem Flüschen zuschließen können, aber nicht im Winter. Im Jahre 1740, ist das Flüschen Oexeraa auf Island völlig verschwunden, so daß man darin acht Tage trocknen Füße geben konnte. Noch bey anhaltender Dürre erschien es plötzlich wieder. Es stürzte mit einem schrecklichen Geräusche von den Klippen herab, daß alle benachbarten Einwohner darüber erschracken. Vermuthlich ist sein Ausstoss durch einen Gletscher verstopft worden. Aber dies war gewiß nur ein Zufall. Unter den regelmäßig wechselnden Quellen ist eine der wunderbarsten der sogenannte Geyser auf Island nebst mehreren andern Springquellen auf dieser in naturhistorischer Hinsicht so merkwürdigen Insel. Der Geyser ist ein beyläufig 72 Fuß tiefes Becken, welches wechselsweise, doch nicht regelmäßig, bald trocken steht, bald langsam mit heißen Wasser erfüllt wird; alsdann lassen sich mehrere, einen entfernten Kanonenschuß ähnliche Knalle hören, und nach jedem springt das Wasser mit solcher Gewalt in die Höhe, daß es die etwa hineingeworfenen Steine mit sich fortreift. Das Wasser sprang, als Olafsen und Povelzen den Brunnen besuchten (Olafsen und Povelzens Reise durch Island, 2 Band S. 146.) beyläufig 16 Faden hoch. Die Ursache dieser Erscheinung liegt unstreitig in der unterirdischen Enzündung, deren unzweifelbare Anzeichen an mehreren Orten Islands anzutreffen sind, wie auch aus der neusten Reise des Engländer Mackenzie und seiner Gefährten erhellt.

Enge Pässe des Amazonenflusses und des Flusses Connecticut
in Amerika.

Der Amazonenfluss hat zwischen dem hohen Gebirge Cordillerae vier enge Pässe, unter welchen derjenige, der zwischen St. Jago und Borja liegt, der berühmteste und merkwürdigste ist. Der Fluß, der vor dem Paß 250 Klafter breit ist, drängt sich zwischen zwey parallel laufenden Felsenwänden durch, und wird an der engsten Stelle nur 25 Klafter breit. Die Geschwindigkeit des Flusses nimmt dort so sehr zu, daß, obgleich das selbst keine eigentlichen Wasserfälle sind, das Wasser dennoch sich herunter zu stürzen scheint. Das floß, auf welchem de la Condamine war, lief an der engsten Stelle zwey Klafter in einer Secunde fort. (Reise nach Südamerika S. 220.)

Noch merkwürdiger ist derjenige Paß, durch welchen der Fluß Connecticut in Neuengland im nördlichen Amerika durchströmt. Dieser ansehnliche Fluß ist 500 englische Meilen lang, und bey der Mündung 4 Meilen breit. Zweyhundert Meilen vor der Mündung wird der Fluß von zwey hohen steilen Gebirgen so enge eingeschlossen, daß seine ganze Breite in einem Striche von etwa 400 Ellen nicht über 15 Fuß beträgt. Hier kann man eine der wunderbarsten Erscheinungen der Natur erblicken. Das Wasser wird hier ohne Frost, bloß durch den heftigen Druck und die ausnehmende Schnelligkeit zwischen den widerstehenden Felsenwänden zu einem solchen Grade der Härte zusammengepreßt, daß man kein Brecheisen

hineinzwingen kann, Eisen, Bley und Kork (Pantoffelholz) sind hier von gleicher Schwere. Die Zusammendruckbarkeit des Wassers, welche Canton, von Herbert und andere Physiker durch finnreiche Versuche bewiesen haben, zeigt sich hier in der Natur selbst auf die auffallendste Weise. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, und dabei hart wie Eis, fließt der Strom mit unwiderstehlicher Heftigkeit durch, und zerplittet die größten Bäume, mit eben so viel Leichtigkeit, als der Blitz es thun könnte. (Beiträge zur Völker und Länderkunde von Forster und Sprengel 2 Th. S. 149.) — Ob diese Pässe durch ein gählings, bey einem Erdbeben sich ereignendes Versten der Felsen oder durch eine langsame Abspülung von den Flüssen selbst entstanden sind, ist schwer zu bestimmen. Es läßt sich aber schwerlich längnen, daß die Flüsse dergleichen Pässe durch die härtesten Felsen sich machen können. Die in den hohen Ggenden von Südamerika vorkommenden sogenannten Quebrados oder Öffnungen zwischen ungeheuren Felsenstücken sind unlängsam durch das Neiben und Abspülen, welche der schnelle Lauf des Wassers verursachte hervorgebracht worden, wie Don Antonio de Ulloa in seinen physikalischen und historischen Nachrichten von Amerika 1 Th. S. 23. bemerkt.

Das Caspische Meer.

Die Gestalt des caspischen Meeres ist zufolge der Entdeckungen, welche unter der Regierung Peters

des Großen gemacht worden sind, länglich, mit vielen Bufen, und nicht wenigen Inseln von Astrachan bis Astrabad. Gegen Osten ist es durch ein erstaunlich weit ausgedehntes Sandfeld, und Sandhügel von dem See Aral getrennt, von welchen Gr. von Buffon mutmasset, daß er vormals einen Theil des caspischen Meeres ausgemacht habe. Um zu erklären, wohin die ungeheure Menge des immer zufließenden Wassers hinkommt, hat man eine unterirdische Gemeinschaft mit zwei schwarzen Meere, oder mit dem persischen Meerbusen angenommen. P. Avril gibt vor, daß zwey schreckliche Wirbel unweit Kilan in dem caspischen See sind, die das Wasser gewaltig in sich ziehen; auch sollen viele Salvey-Blätter jährlich in dem persischen Meerbusen im Herbst treiben, obschon diese Pflanzenart nirgends als an dem Ufern des caspischen Meeres wächst. Andere Naturkundige glauben, daß die jährliche Ausdünnung der Menge des zufließenden Wassers gleich seyn. Allein in die Rechnung der letzteren ist sicher ein Fehler eingeschlichen; was aber die Meinung der ersten anbelangt, betheuert der fleißige Kämpfer, er habe alle Tataren, Russen und Persier, die an dem caspischen Meere wohnen, zu Zeugen, daß ihnen niemals etwas von einem Wirbel bekannt gewesen sey; und dieses haben hernach die vom Peter dem Großen dahingeschickten Landmesser bestätigt. Auch das, was von den Salveyblättern vorgegeben wird, ist ohne Grund. Ich habe, sagt Kämpfer, zwey Jahre an dem Gestade des Meerbusens geschwitzet; ich müßte aber lügen wenn ich sagte, daß ich jemals unter den Pflanzen, welche in selben Meere schwimmen, oder von den Wellen an das Gestad getrieben, oder mit Fischnezen her-

ausgezogen werden, ein Salveyblatt gesehen habe. *) Über dies ist das caspische Meer an Verschiedenheit der See-thiere sehr arm, welche doch gewiß nicht ermangeln würden aus dem Weltmeere in dieses inländisches Meer über zu gehen, wenn zwischen beyden eine Gemeinschaft wäre. Gmelin mutmaßet, daß, wenn der caspische See keinen Ausfluß hat, er sein überflüssiges Wasser durch unterirdische Kanäle landeinwärts leite; daher in solchen Gruben, welche in eine Horizontallinie mit dem See liegen, Salzgruben entstehen. Die beyden großen Steppen, welche sich von dem See nach Westen, und nach Osten erstrecken, bestehen hauptsächlich aus einem großen Salzgrund, das Salz efflorescirt in vollkommen gebildeten Krystallen auf der Oberfläche derselben, welche, wie auch das Astrachanische Grubensalz nichts minder, als reine Arten Küchensalzes, sondern vielmehr eben dasselbe mit Bittersalz versezte Küchensalz, welches die See liefert, sind. **) In Folge dieser Meinung würde die Gemeinschaft dieses Sees mit dem persischen Meerbusen, oder sonst einem andern Meere unnütz seyn. Für eine Gemeinschaft mit dem schwarzen Meere hat man noch weniger Beweise. Über daß das caspische Meer vor uralten Zeiten nur ein Meer mit dem schwarzen war, macht Pallas sehr wahrscheinlich. Seiner Meinung nach ist die ganze Krimische, Kumanische, Wolgische und Taikische Steppe, und die Ehenen der großen Tatarey bis über den Aralsee hinaus wahrscheinlicherweise nur ein allge-

*) Amvenit. exot. Fase. 11.

**) Gmelins Reise durch Russland 3 Th. S. 231,

meines Meer gewesen, welches mit einem schmalen, und seichten Kanale die nördliche Ecke des Caucasus umfloss, und an dem jetzigen caspischen, und schwarzen Meere zwey ungeheure tiefe Busen hatte. Die alten Ufer dieses Meeres sollen zwischen dem Don, und der Wolga das hohe Land längst der Sarpa, zwischen der Wolga aber, und dem Taik die Höhen des sogenannten O b t s c h i G i r t gewesen seyn, die schleunige Erhöhung des Bodens, die sandige steile Böschung des höhern Landes gegen die Steppe, die Bucht und Vorgebirge, welche es bildet, und noch mehr die Salzigkeit der niedern, und mit ebendenselben Muscheln, die man im caspischen Meere findet, so reichlich vermengten Leinsteppe dienen ihm zum Beweise. Zur Erklärung der Abnahme des Wassers, und der abgeschnittenen Gemeinschaft mit dem schwarzen Meere nimmt Pallas die Meinung Tourneforts an, daß die Gebirge des Thracischen Bosporus vormahls zusammengehangen und einen Damm gebildet haben, welcher das schwarze Meer vom mittelländischen absonderte. Dieser Damm sey entweder durch die Wirkung des Wassers, oder durch Erdbeben eingerissen worden, das Wasser habe sich aus dem schwarzen Meere in das mittelländische gestürzt, das caspische aber, welches mit dem schwarzen nur durch eine untiefe Meerenge verbunden war, sey von selben abgeschnitten, und zu einem eingeschlossenen Landsee geworden. *) Was das Steigen des caspischen Meeres betrifft, so erzählt Hanway, es sey eine alte Sage, daß das

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. 3 Th. S. 569.

Wasser in selben 30 Jahre steige, und die folgenden 30 Jahre wieder falle. Es ist zuverlässig, nach dem Berichte Gmelins daß es mit dem Steigen, und dem Fallen seine Richtigkeit habe, aber ganz ungegründet, daß die Natur mit demselben eine gewisse Ordnung beobachtete. Es kommt alles auf die Witterung, auf die Winde, und auf die in diesen See stürzenden Flüsse an. Übrigens ist das caspische Meer noch immer ein Rätsel. — Nach dem Berichte der neuesten russischen Reisenden Parrot und Engelhard in Asien ist das caspische Meer um 200 Schuh gefallen und 30000 Quadratklafter ausgetrocknet. Unstreitig hofft man daraus zu viel, wenn man glaubt, der ganze See werde mit der Zeit austrocknen.

Die Wasserhosen oder die Wassersäulen.

Dampier giebt uns einen deutlichen Begriff von den Wassersäulen (Tromben, Wasserhosen) mit folgenden Worten: „Eine Wassersäule ist ein Theil von einer Wolke, welche bis auf eine Mehruthé weit von dem schwärzesten Theile der Wolke herabhängt. Gemeinlich ist sie in einem Winkel geneigt, oder auch krumm in der Mitte. An dem untersten Ende ist sie schmal, aber nahe an der Wolke, von welcher sie kümmt, ist sie mehr ausgedehnt. Wenn die Oberfläche des Wassers zu wirken anfängt, so sieht man das Wasser beyläufig auf 100 Fuß in die Rundung schäumen, bis endlich der Wirbel zu wachsen beginnt. Dann steigt es in der Gestalt von einer Säule, welche nahe an der Oberfläche

„des Meeres 100 Schritte im Durchmesser hat, wird
„aber stufenweise enger, und endlich nicht dicker, als
„der Umkreis der Wassersäule selbst, durch welche das
„steigende Seewasser bis zur Wolke hinauf gepumpt zu
„werden scheint.“ Nebst der wirbelförmigen Bewegung
hat die Säule noch eine andere überaus schnelle Bewe-
gung, kraft welcher sie über ganze Gegenden weggeht,
und alles, was ihr auf dem Wege aufstößt, verwüstet,
und verheeret; sie führt eine Menge Wasser mit sich,
mit welchem sie bisweilen ganze Gegenden überschwemmt.
Man hat dieses Wasser selbst auf dem Meere süß gefun-
den. „Es gieng, sagt P. L o b o , eine Wassersäule über
„unsere Schiffe; sie that uns aber mehr Gutes als Böses.
„Wir fiengen ihr Wasser auf, wir tranken davon, und
„fanden es süß und wohlschmeckend; dieses befremde
„uns um so mehr, weil es hart zu begreifen ist, wie
„dieses Wasser in so kurzer Zeit seine Salzigkeit habe
„verlieren können.“ *) Der auf alles aufmerksa-
me Missionair betrog sich, wenn er glaubte, daß die
Wasser ein aus dem Meere gepumptes, und nicht viel
mehr ein aus verdichteten Dünsten gesammeltes, und
niedergeschlagenes Wasser gewesen sey. Merkwürdiger sind
die Blüthe, die man aus verschiedenen Wasserhosen her-
ausfahren gesehen hat. Hr. Forster sah in der Cooks
Meerenge zwischen den beyden Inseln von Neuseeland
eine Trombe, bey deren Trennung man in der Nähe bli-
ben sah, ohne daß ein Donnerschlag gehörret ward. Eine
Wasserhose zu Lincolushirn verwandelte sich zuletzt in einen

*) Voyage historique d'Abyssiniae.

feurigen Stral, diejenige, welche der P. Boscowich
beobachtet hat, und die in Rom von 11ten Jun. 1749.
großen Schaden anrichtete, gab unaufhörliches Wetter-
leuchten auf allen Seiten von sich. Gehet eine Trombe
über erhitzte Sandfelde, so nimmt sie die Eigenschaften
der brennenden Winde Arabiens, und Guineas an. Dem
Adanson kam eine solche in den Weg auf dem Meer-
re bey Senegal. „Sie erschien (so erzählt er es selbst)
„nach einem Ungewitter, und nachdem sich der Wind ge-
„legt hatte, in Gestalt einer Säule von Rauch, die
„sich um sich selbst drehete. Sie war zehn, bis zwölf Fuß
„breit, und ohngefähr 250 hoch, ruhete mit ihrem un-
„teren Ende auf dem Wasser, und wurde von dem Ost-
„winde auf uns getrieben. Sobald die Negern ihrer ge-
„wahr wurden, ruderten sie aus allen Kräften ihr zu
„entgehen. — — Sie wußten die Wirkung derselben,
„welche am gewöhnlichsten darinnen besteht, daß sie die-
„jenigen, welche hinein gerathen, durch Hitze ersticket,
„zuweilen auch die Strohhäuser anzündet. — — Die
„Hitze, die sie von sich gab, war in einer Entfernung
„von 100 Fuß sehr heftig, und so stark, daß meine na-
„ßen Kleider zu rauchen anfiengen. Die freye Luft hatte
„dazumal 25 Grade Wärme, und ich glaube, daß diese
„Dampfsäule zum wenigsten so haben mußte. Sie ließ
„einen starken Geruch von sich, der mehr salpetrisch, als
„schweflich war.“*)

*) Reise nach Senegal.

Merkwürdiger Beweis, daß der Vesuv schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt gewüthet, und Feuer ausgeworfen habe.

Die Stadt Pompeji, welche im Jahre Christi 79 mit 5 oder 6 Ellen von einer Lava überschüttet, und dahero mit leichterer Mühe als das zu eben dieser Zeit viel stärker verschüttete Herculanum ausgegraben werden konnte, ist sezo beynahe ganz wieder aufgedeckt, so daß man durch die Straßen und in die Häuser dieser alten Römischen Stadt gehen kann.

Viele von diesen Häusern sieht man blau, gelb und mit andern Farben angestrichen, so frisch, als wären sie noch neu. Sie sind von einer Lava gebaut, die also beweiset, daß lange vor 1700 Jahren, ehe Pompeji verschüttet wurde, der Vesuv schon gebrannt hat. Auch die Straßen sind mit dieser Lava gepflastert, in der man noch die Eindrücke der Wagenräder sieht.

Aber ein noch merkwürdigerer Beweis, wie lange der Vesuv schon gewüthet, ist der, daß man unter dem Pflaster noch drey Lavaströme übereinander findet, die zu verschiedener Zeit, vor der Erbauung der Stadt Pompeji ausgeflossen seyn müssen.

Merkwürdige Bergumstürze.

Bisweilen löset sich ein Berg in kleine Stückchen auf, und zerfällt entweder stückweise, oder gar auf eins mal. Dergleichen Umstürze der Berge sind nicht selten. Im Jahre 1714. ist ein Theil des Berges Diableret im Walliserlande plötzlich herabgefallen; und hat 55 Bauernhäuser zerschmettert. Zwischen Abo und Wiburg in Finnland liegt ein vorher gestandener Berg ganz mit dem Grunde flach. Die Überbleibsel von diesem Berge stehen noch da, als zerstörte Thürme, und hohe Gebäude. Meist überall auf der Landstrasse haben Erde und Sand ihren Ursprung von diesen Steinen, welches uns versichern muss, daß das Land vor Zeiten begieht und felsicht gewesen sey. Im Jahre 1618. stürzte der Berg Conto in der Landschaft Cleven im Bündnerlande plötzlich, und bedeckte nicht nur das Dorf Schilan, in welchem 78 Häuser waren, sondern auch den Flecken Plurs, wo gegen 130 herrliche Gebäude gestanden, und erschlug 2430 Personen. Einer der letzten Bergstürze ist derjenige, der zwischen den savoyischen Alpen im Jahre 1751 geschehen, und von dem berühmten Vitiano Donati untersucht, und beschrieben worden ist. Er schreibt die Ursache des Falles dem, theils aus drey benachbarten Seen, theils aus dem geschmolzenen Schnee, durch die Spalten der Felsen bis zu der Grundfläche des Berges hineindringenden Wasser zu. Bisweilen bersten die Berge vom Gipfel bis zum Fuße so, daß sich die Wände manchmal so weit von einander entfernen, daß

zwischen ihnen eine Straße geführt werden kann. In Siebenbürgen nahe bey Torda ist eine solche Bergspalte, die man in der Landessprache Torda Hassadik (l. Haschadik) nennt. In Frankreich zwey Meilen von Galaise ist eine, die man la Breche au Diable nennt; sie scheint durch die Sinkung eines Theiles vom Berge entstanden zu seyn. Im Jahre 1766 ist bey einer großen Überschwemmung ein Theil des Berges Besuckles in dem Lande Sevennes in das Thal herabgefallen; zu gleicher Zeit bekam er viele große Spalten, unter welchen die hauptsächlichste auf dem Gipfel selbst des Berges ist, und auf etliche Meilen fortstreicht. *) Kämpfer erzählt, daß ihm die Ansicht eines Berges in der persischen Provinz Fars befremdet hat. Dieser Berg hatte eine senkrechte glatte Wand, welche alle Merkmale an sich hatte, daß sie von einer andern abgerissen worden sey. Er suchte sie, und fand sie in einer Entfernung von 1000 Schritten, sie hatte die nämliche Gestalt, Größe und Steinsagen mit der vorigen; nur war sie unter einen Winkel von beyldufig 20 Graden geneigt. Unter dem Berge Coroçunta in der Stadthälfte Guanacavelica in Peru geht der Weg nebst dem Flüßchen Chapeligncas eine halbe Meile durch eine Schlucht, welche 3 bis 4 Toises hoch ist. Diese Schlucht ist mit solcher Genauigkeit in den lebendigen Felsen gleichsam gehauen, daß die auf der einen Seite herausstehenden, und auf der andern eintretenden Ungleichheiten so sehr auf

*) Memoires de l'Academie des Sciences de Paris 1768.

auf einander passen, daß, wenn man sie an einander brächte, sie auf das genaueste in einander sich einfügen, und vereinigen würden. Allem Ansehen nach müssen dergleichen Naturbegebenheiten gewaltigen Erdbeben zugeschrieben werden.

Der Vulcan Iumbamburu wirft eine unzählbare Menge
Fische aus.

Es wurde vielleicht nie eine Meise mit so vieler unerschrockenen Entschlossenheit, mit so viel reinem von Eingenuß und kleinen Ehrgeize, gleichweit entfernten Eifer für die Wissenschaften unternommen, als jene Humboldts, auf die unwirthbaren Gipfel der Anden, wo so viele zum Theil unbekannte Gefahren jeden Tritt erschweren. Unter den vielen merkwürdigen Wahrnehmungen, die er dem National-Institut mittheilte; war eine der sonderbarsten, daß mehrere Vulcane jener großen Gebirgskette von Zeit zu Zeit eine, mit großen Massen süßen Wasser vermischt, kothige Matherie und sogar eine unzählbare Menge Fische auswerfen.

Der Vulcan Iumbamburu warf unter andern in der Nähe der Stadt Ibara einmal eine solche Menge Fische aus, daß die Faulniß derselben Krankheiten verursachte.

Dieses Phenomen ist übrigens, so auffallend es auch seyn mag, nicht außerordentlich, sondern ziemlich häufig. Das seltsamste dabei ist ohne Zweifel, daß die Fische durchaus nicht beschädigt sind. Ihr Körper fühlt sich sehr weich an, scheint aber keiner großen Hitze ausgesetzt gewesen zu seyn.

Die Indianer versichern, es kämen oft Fische noch lebend am Fuße des Berges an. Bald werfen sie die Mündungen des Kraters bald aber die Seitenöffnungen aus.

Aber immer kommen sie von einer Höhe, die 12 bis 1300 Klafter über den umliegenden Ebenen liegt. Herr v. Humboldt glaubt diese Fische lebten in Seen, welche sich in dieser Höhe im Innern des Kraters befinden, und daß man dieselbe Gattung Fische in den Bächen findet, welche an dem Fuße dieser Berge hinstießen, spricht sehr für die Meinung des gelehrten Reisenden. Sie ist die einzige, welche 1400 Klafter hoch, in dem Königreiche Quito lebt. Diese Gattung ist für die Naturforscher ganz neu. Herr v. Humboldt hat sie an Ort und Stelle gezeichnet, und gab ihr den Nahmen *Pimelodus Cyclopum*, das heißt von Cyclopen geschleudert, eine Benennung, die sich auf ihren Ursprung bezieht.

Merkwürdige Veränderungen durch Erdbeben.

Unbeschreiblich ist, welche Veränderungen die Erdbeben gemacht haben. Wir werden nur einige anführen, aus welchen man auf die übrigen schließen kann. P. Charlevoix beschreibt sehr pathetisch das Erdbeben, der sich in Canada ereignet hat. Im Jahre 1663. am 5ten Hornung, sagt er, hörte man in Quebec bey heiterem Himmel ein Getöse, gleich als prasselte ein großes Feuer, auf welches alle Leute sich aus ihren Häusern flüchteten. Man sah darauf mit Erstaunen alle Häuser in einer solchen Bewegung, daß die Dächer bald auf einer, bald

auf der andern Seite beynahe den Boden berührten, die Thüren öffneten und schlossen sich wieder von sich selbst.

— Die Bäume verwickelten sich in einander, und viele wurden mit der Wurzel aus der Erde erhoben, und weit geworfen. — Ganze Berge sind ausgehoben, und anderswohin übertragen worden; einige kamen mitten in den Fluß, dessen Lauf sich hemmten; andere versanken so tief, daß man nicht einmal mehr die Spitze der Bäume sah, mit welchen sie vorher bedeckt waren. —

— Mit einem Worte, in einem Striche Landes von 300 Meilen von Westen gegen Osten, und über 150 Meilen von Süden gegen Norden waren Erde, Flüsse und Meere ziemlich lang in einer, obschon unterbrochenen Bewegung. Im Jahre 1698, ist die Stadt C atacunga, und verschiedene Dörfer in Quito über den Haufen geworfen worden. Ein sehr hoher, an der Chimborasso stossender Berg, stürzte um, und der C argavirasso, der der Höchste unter den benachbarten Bergen war, hat jetzt nur eine mäßige Höhe. Man sah ganze mit Bäumen bepflanzte Felder sich losreissen, und einige Meilen weiter gehen. *) Alle Geschichten sind voll mit dergleichen traurigen Nachrichten. Der See On ci in der Insel Nipon entstand in einer Nacht an einem Orte, den die Erde verschlungen hat. Auf Timor soll ein feuerspeyender Berg von einer unglaublichen Höhe, im Jahre 1688 durch ein Erdbeben so gänzlich verschlungen worden seyn, daß an seiner Stelle nun ein Sumpf ist. Auf Sa-

*) Bonguers Reise nach Peru. S. 97.

va 40 Meilen von Battavia, sank ein, wohl 3300 Fuß hoher Berg im Jahre 1772 mit einem fürchterlichen Krachen nieder, wobei er viel Feuer auswarf.

Größe des Menschen.

Der Eddystone Leuchthurm.

Keine der menschlichen Unternehmungen kommt an Kühnheit und Größe, wie an Gemeinnützigkeit dem Leuchthurm von Eddystone gleich. Er ist eine Ehrensäule, die sich der menschliche Unternehmungsgeist im Meere errichtet hat. Immer nenne man den berühmten Pharos des Alterthums ein Wunder der Welt, und erhebe den wahrhaft prächtigen Thurm von Corduan auf der Küste von Frankreich, über alle Leuchthürme; doch both die Klippe von Eddystone, einen solchen zu erbauen, dem menschlichen Geiste weit größere Schwierigkeiten dar. Nicht weit von der Plymouther Rhede ist eine Felsenbank, deren Spitzen nur über dem Wasser erscheinen, und zweymal des Tages, während der Fluth, ganz verschwinden. Mit äußerster Wuth brechen sich an ihr die Wellen, und manches zurückkehrende Schiff scheiterte sonst, nach den überstandenen Gefahren einer langen Seereise, fast im Angesicht des Hafens an dieser Klippe. Hieher einen Leuchthurm zu bauen, war zwar die wohlthätigste aber auch die schwerste Unternehmung von der Welt, weil Wochen hingehen können, bis sich ein Fahrzeug der Klip-

pe nähern kann. Winstanley, ein berühmter Mechaniker wagte es. Seine mechanischen Künste machten sein Haus zu einem Zauberhause. Trat man auf gewisse Stellen, so sprangen Gespenster hervor; setzte man sich nieder, so sah man sich plötzlich von allen Seiten mit Waffen bedroht, und begab man sich in einen hohlen Baum, so fühlte man sich von einer unsichtbaren Macht ergriffen und ins Wasser geschleudert. Würdiger war allerdings der Gebrauch von seinen Einsichten, den er bei jenem Baue an den Tag legte. Einige Jahre brachte man mit dem Brechen der Zwölf Löcher für die eisernen Strebepfeiler hin. Von da an in 4 Jahren ward der Bau vollendet, und am 14ten Novemb. 1697 brannte die wohlthätige Leuchte zu ersten Male. Aber oft schlugen die Wellen über den 60 Fuß hohen Thurm zusammen. Er mußte erhöht werden, und doch hüllten ihn zuweilen die tobenden Fluthen völlig ein. Im Jahre 1703 war eine Ausbesserung nöthig. Winstanley wünschte einmal Zeuge eines Sturms auf dem Leuchththurm selbst zu seyn. Sein Wunsch wurde ihm bey dem Furchtbaren Sturm in der Nacht auf den 26-ten Novemb. gewährt. Als man am Morgen darauf von Plymouth aus, nach dem Leuchthurim blickte, war er mit seinem Erbauer, seinem Gehilfen und den Wächtern verschwunden. Kein einziger Stein bezeichnete mehr seine Stelle. Nur ein paar Strebepfeiler standen noch. Ein einziger Zufall wollte, daß in der nämlichen Nacht das Modell des Thurms in dem 200 englische Meilen davon entfernten Winstanley'schen Hause herabfiel und zertrümmert wurde. Denn jener Sturm wütete einem Erdbeben ähnlich. Bald darauf scheiterten an der Klippe ein reich beladenes Schiff, jetzt ungewarnt. Aber das traurige Schicksal des ersten Thurms schreckte

nicht ab, neue Versuche auf eine längere Dauer zu machen; den Hindernisse erhöhen die Thätigkeit und den Muth des Menschen. Nüdzard erbaute einen neuen von Holz 92 Fuß hoch. Sechs und vierzig Jahre stand er, als er plötzlich in Brand gerieth. Man denke sich die Lage, der drey unglücklichen Wächter, die zwischen dem Tod im Feuer und in den Wellen nur zu wählen hatten, wie angstvoll sie denselben entgegensahen, von Stockwerk zu Stockwerk, verfolgt von der schrecklichen Flamme, herabstiegen, bis daß ein vom Lande abgeschicktes Boot, daß sich aber der Klippe nicht nähern konnte, durch ein zugeworfenes Tau alle drey rettete. Den noch jetzt stehenden Thurm hat Smeaton gebaut. Er ist gleichsam mit dem Felsen eins, so sind die Steine in einander gefügt, und mit Porzulanerde verkittet. Vom Jahre 1757 — 1760 ward er mit unglaublicher Anstrengung zu Stande gebracht. In einer Höhe von 70 Fuß lauft ein Kranz herum, an dem die Wellen anprallen, und so die Glassfenster der Laterne oben verschonen. Eine kupferne Kuppel bedeckt den Thurm. Der Knopf verstattet dem Rauch den Ausgang. In der Laterne brennen auf einem Gerüste, das wie ein Kronleuchter aussieht zwey Reihen Leuchter. Den Sturm von 1762 hat dieser Thurm glücklich ausgehalten. Die drey Wächter sind gemeinlich drey alte Matrosen mit ungefähr 300 fl. Gehalt. Sie müssen mit Proviant auf geraume Zeit versehen seyn, weil sich oft lange kein Schiff ihrem Thurm nähern kann. Sehr gesucht sind diese Stellen, aber selten erledigt, weil die sorgenfreien Seemänner in der reinen Luft sehr alt werden. Der Anblick ihres theuren Meeres und die Erinnerung an die Vergangenheit macht, daß sie sich auch in dieser Abgescheidenheit von den Menschen höchst glücklich fühlen.

In dem diesem Bande beygefügten Kupfer sieht man dieses herrliche Denkmal des menschlichen Unternehmungsgeistes. Manchmal scheint es wirklich, als wolle das Meer, eifersüchtig auf dieses füne Werk eines Sterblichen, Sturm auf dasselbe laufen.

Die Traianssäule in Rom.

Zu den schönsten Überresten alter Römischer Baukunst gehört die noch jetzt zu Rom stehende herrliche Denksäule, welche Kaiser Hadrian im Nahmen des Römischen Volkes zu ehren seines großen Vorgängers, des Kaisers Trajan, auf dem von letzterem erbauten prächtigen Marktplatz oder Forum, errichten ließ. Diese von dem berühmten Baumeister Apollodorus errichtete Säule ist ohne das Piedestal (zu 17 Fuß) 118 Fuß hoch, und aus 34 großen Marmorblöcken zusammengesetzt. Sie ist inwendig hohl, und auf 185 marmornen Stufen gelangt man auf die obersten Platten des Säulenkopfes, von wo man über einen Theil von Rom eine entzückende Aussicht hat. Die Außenseite der Säule zieren die vortrefflichsten halb erhobenen Bildhauerarbeiten, welche spiralförmig um das ganze laufen. Diese beziehen sich auf die Thaten Trajans, vorzüglich auf die Besiegung der Dazier, welches alles in mehr als 1500 ganzen und halben Figuren ausgedrückt ist. — Ursprünglich stand auf dieser Säule die bronze Statue Trajans, welche in der folgenden Zeit zerstört wurde. Deswegen ließ der Papst

Sixtus der V. im Jahre 1589 die kolossale Statue des Apostels Petrus darauf errichten, welche noch steht.

Die Kirche des heiligen Januarius. *)

Diese Kathedralkirche ist eine der schönsten und ältesten in Neapel. Sie wurde zur Zeit der ersten Könige aus dem Hause Anjou beyläufig um das Jahr 1280 nach den Zeichnungen des Pisani, eines der berühmtesten Architekten seiner Zeit, gebaut, sie strozt von Marmor Gold und den herrlichsten Gemälden der berühmtesten Meister. Man zählt darinn über hundert Säulen von Granit, und dem sehr seltenen und kostbaren afrikanischen Marmor.

Den größten schönsten und feyerlichsten Anblick giebt diese Kirche alle Jahre in den Monathen May und September. Zu dieser Zeit werden mit der größten Pracht und erstaunlichen Aufwande jene Feste zu Ehren des heiligen Januarius, des ersten Bischofs und jeglichen Schutzpatron von Neapel gefeiert, deren Hauptzweck zu merkwürdig ist, als daß er mit Stillschweigen sollte übergangen werden.

Dieser seltene Umstand, nämlich ist die Flüssigmischung des Blutes des heiligen Januarius. Gewöhnlich verrichtet diese große Ceremonie der Kardinal Erzbischof von Neapel selbst. Er ist von einer ungeheuren Zahl

*) Siehe Merkwürdigkeiten der Welt, Wien 1808, 1. B.,
S. 164,

Priester umgeben, an deren Spitze sich dreyzig Domherren in Violetkleidern und mit der Inful auf dem Kopf auszeichnen. Zunächst an ihm stehen Geistliche mit Wachslatern, um der unzählbaren Volksmenge das Fortschreiten der heiligen Ceremonie sichtbarer zu machen.

Das Kästchen worinn das Haupt des Heiligen aufbewahrt wird, steht vorne auf dem Hochaltar. Aus diesem wird auch das Fläschchen mit dem Blute genommen. Der Priester hält es zwischen den Händen, drückt es an sich, kehrt es öfters um, und zeigt es jedesmal dem Volke, um das nach und nach flüssig werdende, anfangs gestockte Blut bemerkbar zu machen. Gewöhnlich geschieht dies in einer Viertelstunde; ist diese Zeit vorbei, und das Blut noch nicht ganz flüssig, so steigt die Angst der Bethenden von Minute zu Minute. Die Seufzer, die Bitten an den Heiligen, die Ausruffungen werden laut, und dauern bis die gewünschte Wirkung erfolgt.

Während der ganzen Ceremonie werden alle Arten von religiösen Formen und Gebräuchen erschöpft. Mönche predigen im Ausdrucke des stärksten Affekts und mahnen zur Buße. Jene Schluchsen, diese sind in stille Be trachtungen versenkt. Andere beschuldigen sich laut, daß ihre Sünden Schulb an den Unwillen des Heiligen wären. Manche werfen sich platt zur Erde, oder drücken ihre Sehnsucht nach Erhörung durch die sonderbarsten Bewegungen aus.

Allerdings gewährt dieses Tableau jeden Fremden einen Anblick, der einzig in seiner Art ist, doch hat schon mancher Reisende seine Neugier hart büssen müssen. Die geringste Vermuthung, die er vielleicht unschuldiger Weise, bey einem aus dem Haufen erregt, als ob er nicht eben so ernstlich als der größte Theil an dieser Ceremonie

Anteil nehme, kann ihm vorzüglich wenn sie langsam von statten geht das Leben kosten; denn in einem solchen Falle wandelt sich die glühende Andacht des Volkes auf der Stelle in den wütsten Fanatismus. Man hat in den acht Jahrhunderten in welchen diese Ceremonie statt findet, manche traurige Fälle dieser Art gesehen.

Merkwürdige Mauern um Babylon, nebst Skizze von denen innerhalb denselben gelegenen schwebenden Gärten, und einiger Nachricht von dem Babylonischen Thurm.

Die Stadtmauern um Babylon, soll die berühmte Königin Semiramis haben erbauen lassen. Nach den dunkeln Nachrichten, die man davon in den alten Schriftstellern findet, waren sie 50 Ellen hoch, und so breit, daß 4 vierspäne Streitwagen ungehindert nebeneinander darauf fahren konnten. Sie waren von Ziegelsteinen, die anstatt des Mörtels mit Erdpech aufgemauert waren, und hatten so viele Thürme, daß eine ganze zahlreiche Armee darin liegen konnte. Sie waren in einem regelmäßigen Viereck gebaut und hatten rundherum einen grossen Wassergraben, in welchem der Euphrat floß, mit vielen Brücken. Ein Arm des Euphrat floß auch mitten durch die Stadt, und an diesem lagen die berühmten sogenannten schwebenden Gärten ein prächtiges Gebäude, das der König Nebuzadnezar seiner Gemahlin Amytis, die aus Medien, einem gebirgigten Lande war, zur Lust erbauete, und welches auf seinen 4 Terrassen Garten-Anlagen und Wasserwerke hatte, Blumen, Sträuche und

Palmbäume wuchsen darauf wie in natürlicher Erde. Jede Seite des Gebäudes war 400 Fuß lang, und die oberste Terasse war so hoch als die Stadtmauern von Babylon. In der Mitte der andern Hälfte der Stadt stand der berühmte Tempel des Belus oder der sogenannte Babylonische Thurm. Den Bau dieses Thurms setzt man in das Jahr der Welt 1775 und 120 Jahre, nach der Südsfluth. Man glaubt Nimrod, ein Sohn des Chus sey der vornehmste von den Bau des Thurms zu Babel gewesen. Der berühmte jüdische Geschichtsschreiber, Flavius Josephus, sagt, er habe einen so hohen Thurm bauen wollen, welcher ihn gegen eine neue Südsfluth sichern und in den Stande setzen sollte, den Tod seiner Vorfätern, die in der Südsfluth umgekommen waren, an Gott selbst zu rächen. Man kann sich aber kaum vorstellen, daß er sich so was Tolles sollte in den Kopf gesetzt haben.

Die heilige Schrift sagt von diesem Thurme nur folgendes. Als die Menschen aus Morgenland gezogen; und in das Land Seneaar gekommen waren, sagten sie zu einander: „Laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an dem Himmel reiche, damit wir unsern Nahmen berühmt machen, ehe wir in alle Welt zerstreut werden. Als nun der Herr sahe, daß sie dieses Werk angefangen hatten, und entschlossen waren, es zu vollenden; so fuhr er herab, und verwirrte ihre Sprache, also, daß sie sich in alle Welt zerstreuten, und von ihrem Vorhaben ablassen mußten. — Man weiß nicht, wie hoch sie diesen Thurm gebracht, und alles, was man in den Schriftstellern davon findet, verdient keinen Glauben.

Die älteste und berühmteste Stadt der Welt, welche um diesen Thurm gebaut und mit oben genannte Mauern umgeben

war, erhielt dahero den Nahmen Babel oder Babylon, welches so viel als eine Verwirrung andeutet, da bey dem Bau des Thurms die Sprachen verwirrt wurden.

Herschels Teleskop.

Des englischen Astronomen Herrn Herschels ungeheure Teleskop, welches zu Slough, 20 englische Meilen von London, steht, ist das erstaunliche Instrument, wodurch dieser grosse Mann den neuen Planeten Uranus und noch viele andere neue Sterne am Himmel entdeckte. Es ist ein sogenanntes Spiegelteleskop, dem Herschel eine ganz neue Einrichtung gab; und da es wegen seiner erstaunlichen Größe und des Mechanismus seiner Behandlung in kein Gebäude gebracht werden konnte, so steht es mit seinem ungeheuren und eben so künstlichen Gerüste unter freiem Himmel wie wir auf dem Titelkupfer sehen.

Dies Gerüste selbst ist 50 Fuß hoch, und sein runder Fußboden hat 40 Fuß im Durchmesser. Sein Grundgestell C. bewegt sich auf starken Rollen, auf einer sehr ebenen steinernen Grundlage A., die der Erde fast gleich ist. Auf diesem Grundgestelle und Fußboden stehen um 2 Paar Doppelleitern CC. BB. und DD., welche oben durch den Querbalken CB. und durch die übrigen Streben, Bänder und künstliche Vergierung fest zusammen verbunden sind, und eine Art von Pyramide bilden. Zwischen diesen beiden paar Leitern hängt die ungeheure große Röhre des Teleskops, von geschmiedeten Eisenblech; i., 39 Fuß 4 Zoll lang und 4 Fuß 10 Zoll weit, an Ketten und Seilen, welche durch mehrere Kolben laufen.

sen, und unten mit dem mechanischen Winden F. G. und H. in Verbindung stehen, so daß man dadurch diese ungeheure Röhre, welche über 4000 Pfund wägt, und in welcher man inwendig durch Stufen hinabsteigt, nur mit einer Hand sehr leicht hoch und niedrig, nach dem Stande der Sterne richten kann.

Unten im Grunde dieser Röhre steht der metallene Spiegel, welcher 49 Zoll im Durchmesser hält, 2118 Pfund wägt, und bey jedem Observieren frisch hineingesetzt wird. In dem Korb K., welcher durch die krumme Zahntange L. bey jeder Neigung der Röhre, immer horizontal gestellt wird, sitzt der Astronom, und sieht durch sein am Rande der Röhre stehendes Ocular hinab. In den großen Spiegel M. und N. sind noch zwey andere Sätze für den Astronomen, welche er bey gewissen Gelegenheiten braucht, und von denen er durch die Kurbel Q. das Teleskop sehr leicht selbst richten kann, E. ist eine kleine Gallerie für den König, oder einige andre Liebhaber der Astronomie, die eine Erscheinung am Himmel beobachten wollen, in welchem Falle man diese Gallerie hinauf an die Mündung des Teleskops winden kann.

Unten auf dem Fußboden des Gerüstes sind zu beiden Seiten des Teleskops die zwey Kabinets O. und G. angebracht, in welche oben von dem Sitz K. und dem Munde des Astronomen herab, zwey Sprachröhren gehen durch die derselbe seine Beobachtungen oder Direktionen seinem Gehülfen herabsagen kann. In dem Kabinette O. sitzt der eine Gehülfen vor zwey astronomischen Pendel-Uhren, und schreibt sogleich, mit Bemerkung der Zeit, die fortgehenden Beobachtungen des Astronomen nieder. In Kabinette G. aber sitzt der andere Gehülfen

und gibt dem Teleskop durch einen Mechanismus die feinsten Richtungen nach der Direktion des Astronomen. Die Wirkungen dieses ungeheuren Teleskopes sind erstaunlich und haben der neuen Sternkunde unendlich genützt.

Gewagtes Unternehmen des großen Nelson durch Überrumpfung der Bay auf der Insel Teneriffa, bey welcher Besiegenheit dieser Held seinen Arm verlohr.

Gewagt, aber wenig von Glück begünstigt war die Unternehmung des großen Nelson, der im Jahre 1797 die Bay von Santa Cruz an der Ostseite von Teneriffa durch Überrumpfung nehmen wollte, indem er mit ungefähr tausend seiner Tapferen auf Schaluppen seines Geschwaders in Mitte der Nacht, in den Hafen drang. Unglücklicherweise wurde er aber entdeckt, als er sich dem Damm näherte. Alsgleich entstand Lärm in der Stadt, die Glocken ertönten, die Trommeln wübelten, die Linienvon und Batterien begannen auf die Angreifenden zu feuern. Das Dunkel der Nacht verhinderte eine große Anzahl Schaluppen den Damm zu erreichen, wo eine beträchtliche Macht in Bereitschaft stand, die Landung zu verhindern. Hier war es, wo unser unsterblicher Held, immer zuerst bereit sich der Gefahr auszusetzen, — den Arm verlor, und fast alle seine Soldaten verwundet oder getötet werden sehen mußte. Denn das Kardatschenfeuer und jenes des kleinen Gewehrs, von der links liegenden Citadelle wüthete fürchterlich. Indes zerstreute er die Feinde auf allen Seiten, und versagte sie vom Damm. Eine andere Abtheilung seines Geschwaders landete auf

der Südseite des Molo, in Mitte der Hessen, an welchen alle ihre Schaluppen in Stücke zerbrachen. Nichts desto weniger bahnte sich die Abtheilung unter dem Kapitän (jetzt Vizeadmiral) Sir Thomas Trowbridge einen Weg bis auf den Marktplatz, wo sie sich an der Zahl vierhundert Mann stark fanden. In dieser Lage erfuhren sie, daß acht bis zehntausend Spanier mit beträchtlicher Artillerie sie anzugreifen sich bereiteten. Die Zahl konnte übertrieben, die Sache selbst aber keinen Zweifel unterworfen seyn. In diesen Augenblicke und mit jenem kalten Blute, das keinen Britischen Offizier verläßt, lies Sir Thomas Trowbridge dem Gouverneur mit Festigkeit melden, daß, wenn man ihm die nöthigen Schiffe zum Rückzug schicken wolle, die Eskadre sich des Bombardements enthalten werde, im entgegengesetzten Falle stehe er für die Folgen nicht. Der Gouverneur forderte ihn sodann auf, sich Kriegsgefangen zu ergeben, aber Capitains Trowbridges Antwort war die bestimmte Erklärung, er werde, wenn wenn man nicht an der Stelle seinen Antrag erfülle, die Stadt in Brand stecken. Und in der That, um zu zeigen, daß er auch wirklich im Stande seye, seine Drohung zu erfüllen, ließ er am Markt auf der Ostseite ein großes Feuer angündnen. Auf diese Neuigkeit willigte der Gouverneur nicht nur in seine Anträge, sondern er erfüllte sie auch auf eine solche Art, die seinem Charakter grosse Ehre macht.

Kohlengruben unter der See.

In Joujos St. Gonts Reise durch England und Schottland heißt es: „Wir kamen nach Alva, Clachmannan und Kultross wo ein starker Bau auf Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig ist es, daß diese so reichen Stein-Kohlenlager sich auf ein beträchtliche Strecke unter das Bett des Meeres fortsetzen und daß die Arbeiter in diesen Gruben, wo sie gegen einiges Durchsintern durch Dampfmaschinen gesichert sind, welche das Wasser aus den Schachten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheueren Wasser, welche über ihre Köpfe schweben zu beunruhigen. Während also diese unermüdeten kühnen Grubenarbeiter, schwach beleuchtet von dem traurigem Schimmer ihres Lämpchens, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Haken wiederhallen lassen, gehen Schiffe von günstigen Winde getrieben mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matrosen drücken über das heitere Wetter erfreut ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wütig, alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert; dann singen die Grubenarbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit vorbeigeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Lust und Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zertrümmt und versinkt. Leider das treffende Bild des täglichen Wechsels im menschlichen Leben!“ — —

Huf-

Hufnagels (eines deutschen Missionärs) Ankunft auf St. Domingo oder Hayti, dessen Nachrichten über die Ermordung Dessalins, und Schilderung des, während seiner Anwesenheit, daselbst gefeierten Festes der Unabhängigkeit.

Ein deutscher Missionär, Hufnagel aus Ansbach, der im Jahre 1811 auf dieser durch ihre inneren Umwälzungen und blutigen Gräuel so merkwürdigen Insel gewesen, (im Jahre 1812 nach Ansbach zurückgekommen, und seit dem wieder nach Amerika abgereiset ist) hat über die Personen, welche in der neuern Zeit daselbst eine Rolle gespielt haben, und über den Zustand der Neger, eine lebenswerthe Schilderung mitgetheilt, die sich in dem ersten Stücke von Bertuchs geographischen Ephemeriden 1813 befindet, und um so willkommener war, als man einige Zeither aus dieser, in der Weltgeschichte so bedeutend gewordenen Insel nur in Bruchstücken einzelne unzusammenhängende Nachrichten erhalten konnte. Die folgenden Züge sind aus jener Beschreibung ausgehoben.

Der Reisende landete in demjenigen Theile der Insel, welcher bey der im Jahre 1806 erfolgten Theilung zwischen den beyden Souveränitäts-Werbern Pethion und Christoph, dem letzteren zugesunken war, zu Cap Francais, der Hauptstadt des letzteren, der ihr von seinem Namen, die Benennung Cap Henry bezeugt hatte und damals noch unumschränkter Herr in seinem Anttheile war. An dem Fuße des Felsengebirgs, welches das Meer beherrscht, ist eine Festung mit 3 Thür-

mnen angelegt, aus der man alle Schiffe, die am Kopf landen wollen, bestreichen kann. Diese Stadt selbst hat schöne, dreystockige Häuser, unter denen sich das Haus der Wittwe des vorigen Regenten, Deffalines ganz besonders auszeichnet.

Madame Deffalines ist eine schwarze Frau, von majestätischer Bildung, mit aller Schönheit einer Negerin begabt. Sie hat Zähne wie Perlen eine erhabene Stirne, schwarze Wollhaare, dicke Lippen, ein volles Gesicht, feurige Augen, einen herrlichen Wuchs. Hufnagel, der Briefe an sie hatte, fand sie in die feinsten, mit Spangen besetzte Mousseline gekleidet; den Hals umgaben Gold und Perlenschnuren, um den Kopf war ein ostindisches Tuch gebunden, und ein sehr großer grüner Huth, von feinem Filze, bedeckte ihn. Die schwarzen Finger waren voll goldener Ringe. Sie ist eine gebildete Frau, die mehrere europäische Sprachen, das Englische, Spanische und Französische, ziemlich fertig spricht. Sie wird auch als eine edle Frau gerühmt, die sich eifrig um die Weisen verwendete, als die allgemeine Blutverfolgung gegen dieselben ergangen war. Oft verbarg sie einen Verurtheilten neben dem Schlafgemach ihres Gatten so lange Zeit, bis er sich auf ein Schiff zu retten Gelegenheit fand, und mehrere Personen verdanken ihr das Leben. Ihr Haus ist sehr niedlich, doch ohne Glas in den Fenstern, und der Boden mit Bügeln ausgelegt, wie in dem ganzen Lande. Es ist mit einem Erker versehen, der die herrlichste Aussicht in die Gebirge und auf den Hafen hat. Unten ist ein Gewölbe, in welchem sie ihre Dienst-Negerinnen mit Stickereyen beschäftigt, auf die sich dieselben sehr gut verstehen. Ihr Reichthum besteht in Kaffee- und Zucker-Anpflanzungen. Wenn sie ausgeht,

folgen ihr 20 Negerinnen von vorzüglicher Schönheit, und sie genießt eines hohen Ansehens.

Dessalines, ihr Gatte, so lange er das Staatsru-
der auf der Insel führte, war ein blutdürstiger Wüthe-
rich. Er hatte zuletzt den Einwohner einer Stadt die ihm
Widerstand leistete, gedroht, „wenn sie sich nicht gleich
ergeben und er die Stadt im Sturm einnehmen müßte,
würde er sie alle ermorden lassen, und sich in ihrem noch war-
men Blute baden; er wisse, daß er dadurch stark und
unüberwindlich, wie ein Löwe werden würde.“ Diese dro-
hung gab den über seine Grausamkeit aufgebrachten
und besorgten Generälen den letzten Anlaß zu einem
geheimen Bunde, der seine auf dem Wege nach Gonai-
ves, am 16. Okt. 1806 erfolgte Ermordung zur Folge
hatte. Er hatte seine Leibwache vorausgeschickt. Einige
Neger-Offiziere lauerten, in einer mit Moos bedeckten
Hütte auf ihn. Als er vorbeifuhr, stürzten sie hervor,
und schrien: „Da ist Dessalines, der Tyrann, bringt ihn
um.“ Er sprang aus seiner Kutsche, schoß mit 2 Pisto-
lenschüsse zwey Offiziere todt, und vertheidigte sich dann
mit den Degen, ward aber überwältigt und auf der
Stelle ermordet.

Seine Nachfolger waren die beyden Generale, Pe-
thion und Henry Christoph, die Anfangs ge-
meinschaftlich regierten, bald darauf aber sich in die Insel
theilten, und jedem Theile eine besondere republikanische
Konstitution verschafften. Der Friede zwischen ihnen hat
aber nicht lange gewähret. Jedem fiel ein, die Allein-
herrschaft an sich zu ziehen, wie sie Toussaint Lou-
verture, der Urheber der Revolution, und sein Nach-
folger Dessalines gehabt hatte. Darüber kamen sie in

gegenseitige Kriege, die mit Grausamkeit und Erbitte-
rung durch zwey Jahre geführt worden sind.

Im Jahre 1811, als Hufnagel sich auf St. Do-
mingo befand, hatte sich Christoph bereits zum Könige,
und bald zum Kaiser der seit der Revolution nach ihrem
ursprünglichen Namen benannten Insel Hayti erklärt.
Früher noch hatte er schon sich in England eine goldene
Krone verfertigen lassen, die aber, weil sie heimlich aus-
geführt werden sollte, den englischen Zollgesetz zu fol-
ge; weggenommen war. Um jedoch Christoph einen Be-
weis von Wohlwollen zu geben, machte ihn England ein
Geschenk damit.

Christoph ist groß und fleischig, seyn Ansehen
ist majestäisch. Die hohe Stirn, die dicken rothen Lip-
pen, die kohlschwarze Wolle auf dem Kopfe, der schwarz-
e Bart, die weissen Zähne u. s. w. verleihen ihm ein
furchtgebietendes Ansehen, dem seine starke Stimme ganz
entspricht. Er ist in Afrika geboren, und war auf Ja-
maika eines reichen Kaufmanns Sklave, in dessen Kaf-
fee- und Zuckerpflanzungen er mit andern Sklaven ar-
beiten mußte. Als die Empörung auf St. Domingo aus-
brach, flüchtete er sich dahin mit mehreren seiner Gefähr-
ten, nahm Dienst unter Dessalines, und zeichnete sich
so aus, daß er nach dessen Ermordung zum Präsidenten
gewählt wurde.

Er besitzt viele persönliche Tapferkeit mit Grausam-
keit gepaart. Bey der Einnahme von Nikolay-Moll soll
er mit eigener Hand mehr als 100 Menschen erlegt ha-
ben. Viele seiner Leute wurden auch stark verwundet;
um ihnen zu helfen, ließ er einen Arzt aus der Kap-
stadt berufen, allein bevor dieser ankommen könnte, wa-
ren die meisten Verwundeten, denen es an Verpflegung

und allen Hülfsmitteln gebrach, in der großen Hitze, am Brand gestorben. Der Arzt konnte keinen mehr das Leben retten. Christoph gab ihm die Schuld, ließ ihm des Nachts hinausführen, enthaupten, und in das Meer werfen.

Dieser Häuptling bewohnte ein schönes Haus, um das rings umher ein offener Gang geführt ist. Alle Morgen stellte er sich nach alter Sitte an seine Haustür, um Audienz zu geben. Seine Offiziere standen ihm rechts und links zur Seite. Sah er zornig aus, so durften sie kein Wort mit ihm sprechen.

Seine Leibwache bestand aus einigen Regimentern der ausgesuchtesten Neger. Ihre Montur war grün, ihre Hüte groß mit grünen Federbüschchen.

Jeder ankommende fremde Weise musste vor Christoph erscheinen. Hufnagel, als Missionär und mit Empfehlungsbriefen versehen, wurde durch eine von Christophs Generalen demselben vorgestellt. Er nahm den Deutschen mit vieler Artigkeit auf, nahm auch dessen Briefe ab; allein er kann nicht lesen. Seinen Namen soll er nur sehr unleserlich zu schreiben gelernt haben. Er wollte weiterhin Hufnagel zum Erzieher seiner Kinder aufnehmen, aber anstatt eines Lohnes im Gelde nichts als ein Land ihm zum Anbau anweisen, wozu sich Hufnagel nicht verstand. Er lud demselben zum Frühstück ein, das aus Mais-Kuchen, Suppe, Fischen, Syrup-Wein, gebrauteten Wögeln, Orangen und Käymiken bestand. Letztere sind eine Art von Birnen mit rothem Fleische. Christophs Familie bestand damals aus einem Sohne, dem sogenannten Prinzen Victor, und zwey sogenannten Prinzessinen.

Christophs Gemahlin ist klein, dick und ohne Reize, doch nicht ohne Bildung, was Sprachkenntnisse betrifft. Er hatte damals eine Geliebte Madame Sent, eine der schönsten und größten Negerinnen der Insel. Sie wohnt in der Kapstadt, und treibt daselbst einen Warenhandel. Man empfahl sich bey Christoph sehr wohl, wenn man ihr Geld zu lösen gab, und bey ihr die Wohnung nahm. Man lebte auch dort am sichersten.

Nur Christoph und seine Gemahlin hielten Kutschen und Pferde: Sie fuhren mit 8 Pferden, ihr Gefolge mit Vieren. Die Kutschen sind offen, mit einem Sonnenschirm überspannt. Die Gebirgswege und Felsenmassen machen das Fahren in Wagen sehr beschwerlich, daher man lieber reitet. Die Landespferde sind Falben von einem sehr guten Schlag, die trefflich auf Felsen klettern.

Jede Mannsperson auf St. Domingo muß Soldat seyn, sobald er eine Flinte tragen kann; doch hatte Christoph auch viel farbige Leute im Militär-Dienste. Die Regimenter waren nach den Farben eingetheilt, in Neger Mulatten, Mestizen und Kreolen. Alle wurden schlecht gehalten, waren elend oder gar nicht gekleidet und noch elender bewaffnet. Während Hufnagels Aufenthalt ward ein Schiff mit Neger Sklaven, das von Sierra-Leone in Afrika kam, aufgebracht und für gute Leute erklärt. Alle Sklaven wurden Christophs Armee einverlebt.

Ein Engländer Nahmens Goodall, den Christoph zu seinem Admiral ernannte, hat demselben auch eine Seemacht verschafft, indem er in England viele Kaufahrtheyschiffe erkaufte und sie im Hafen der Kapstadt in Kriegsfahrzeugen umändern ließ. Dieser Goodall

ist ein högst ungezogener, dem Trunk und allen Ausschweifungen ergebener Mann, der auch bey Christoph zuletzt es verdarb und in Ungnade gerieth.

Hufnagel wohnte der Feyer des Festes der unabhängigkeit bey, das Jährlich auf St. Domingo gefeiert wird, und beschreibt es also:

Am Tage dieses Festes ließ sich noch vor Aufgang der Sonne eine prachtvolle, lärmende Janitscharen-Musik vor Christophs Wohnung hören. Bald darauf zogen die Truppen auf. Als sie versammelt waren, wurden sie von ihren Offizieren, wovon die Meisten unter den Franzosen und Engländern den Dienst erlernet hatten, in Waffen gelübet. Die Soldaten waren übrigens in einem erbärmlichen Zustande, alle barfuß, und viele nur in Resten von Montur gekleidet. Einem fehlt der Ärmel, den andern der Rockschosß. Auf dem Haupte hatten sie Kappen mit grünen Federbüschlen. Ihre Waffen waren meist verrostet: denn die Freyheit hat die Neger sehr träge gemacht. Doch sind sie sehr stolz auf ihre Freyheit und ziehen Nacktheit und Hunger, ihrer vorigen Sklaverey vor, in der sie sich ungleich besser befanden, nur durch 4 Tage in der Woche arbeiten mußten und so viel gewannen, daß sie gut gekleidet und gut genähret waren. Endlich kündigte der Donner der Kanonen vom Lande und allen im Hafen liegenden Schiffen, das Fest des Tages an. Dann kamen die Schwarzen Generäle, die Minister, der Gouverneur der Provinz, die Geistlichkeit und zuletzt der Präsident, Christoph selbst. Sie bestiegen eine zu dem Ende errichtete Bühne, von welcher die Gesetze der Konstitution vorgelesen wurden. So oft der Mahme Christoph oder Hayti vorkam, zogen alle die Hüte ab, und erhoben ein Freudengeschrey. Nach dieser

Geyerlichkeit begab sich Christoph auf seinen Audienz-Platz, an der Pforte seines Hauses, und ließ die Truppen vorüberziehen, indem er über sie Betrachtung machte. Dann gieng der Zug nach der Kapelle, wo sich schon die Damen Christoph und Dessalines befanden, und wo Messe und Predigt gehalten wurden. Nach dem Gottesdienste war große Tafel. Hierauf sangen schöne Negerinnen Lobsieder auf Madame Christoph, und andere meist französische, zum Theil sehr ausgelassene Gesänge.

Während der Fastnachtzeit fanden Mummereyen statt. Die Lustigen Masken zogen den ganzen Tag über vor Christophs Palast, wo sie Abends zum Balle zugelassen wurden, auf dem auch Christoph mit seinem Hofstaate erschien und sich herzlich ergözte.

Alles, was man von der vorgegangen Revolution hört, erfüllt mit Schauder. Die Weisen wurden insgesamt ohne Schonung ermordet, nur sehr wenige entkamen. Sie wurden auf einen weiten Platz zusammengetrieben, und unbarmherzig erwürgt. Die sich in ihren Häusern verbargen, wurden aufgesucht und entdeckt, die flüchtigen mit Keulen verfolgt, und auf der Flucht erschlagen. Es ist kein Fleck in Lande, der nicht mit dem Blut der Revolutions-Opfer bezeichnet wäre. Auch ein Theil der Kapstadt liegt noch von jener Zeit her in Schutt. Selbst das englische Handlungshaus d'Orge, d'Arkey und Kompagnie konnte sich nur mit Aufopferung des größten Theils seines Vermögens retten, ist aber seither zu seiner vorigen Größe wieder emporgekommen, und wohnt in dem Hause, das sonst der Madame Christoph gehörte. Die Leidenschaften der Neger sind sehr heftig und das Sittenverderbnis hat auf der ganzen In-

sel einen unbeschreiblichen Grad erreicht. Da alle Männer Soldaten sind, so findet fast gar kein Ehestand unter Ihnen statt. Sie folgen wie wilde Thiere ihren Trieven; alle ihre Ergötzungen, und zumal ihre Tänze und Gesänge sind höchst zugelos. Vermöge der von Christoph eingeführten Konstitution soll zwar die christkatholische Religion herrschen, aber die meisten Neger haben gar keinen Glauben; sie wohnen bey feierlichen Gelegenheiten, Predigten bey, verstehen aber davon kein Wort. Ihre Andacht besteht darin, daß sie in der Kirche sich auf Knie und das Angesicht werfen, und so unbeweglich bleiben. Eben so pflegen auch am Charfreytage die Verwandten eines Verstorbenen sich auf dessen Grab zu legen, und den ganzen Tag darauf bethend zuzubringen. Stirbt ein Neger, so lassen seine Verwandte eine Seeleumesse lesen — damit er nicht zurückkomme und sie beunruhige.

Die Regierung ist, der Konstitution ungeachtet, willkürlich und grausam. Der öffentliche Wohlstand hat seit der Revolution sehr abgenommen: Auf dem flachen Lande, das sehr schön und von der Natur reichlich gesegnet ist, herrscht das gräulichste Elend. Die zum Tode verurtheilten werden an den Zehen aufgehängen, und so langwierigen Leiden ausgesetzt. Der Keim des Verderbens ist in diesem neuen Staate allenthalben bemerkbar.

So konnte Christoph denn auch nicht gegen Pethion bestehen, und mußte diesem Häuptlinge unterliegen, von dem man auf der ganzen Insel mit Achtung spricht, und zu sagen pflegt, er habe den Seinigen niemals Thränen erpreßet.

— 74 —

Merkwürdige Beispiele außerordentlicher Leibeskräfte.

Lois de Boufflers mit dem Zunahmen der Stärke der 1534 lebte, zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, hob ein Pferd auf seine Schultern, und zog einen Stier am Schwanz wohin er wollte. Der französische Major Barbasas konnte dem Pferde auf dem er saß, wenn er sich aus allen Kräften anschloß, die Rippen zerbrechen. In eine Schmiede brachte er einst ein Stück Eisen, um es schmieden zu lassen, und nahm während der Schmied sich umwandte, den Ambos unter den Mantel. Ein Gascognier, der von ihm beleidigt wurde, foderte ihn einst in einer Gesellschaft hinaus. Recht gern, sagte der Major, aber fühlen sie einmal her. Der Gascognier reichte ihm die Hand, die Barbasas so drückte, daß alle Knochen zerquetschet waren. Gleiche Stärke hatte von Schapela w am Hofe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Ihm erlaubte dieser einmal so viel Wein aus dem Keller zu nehmen, als er mit einem Male herausstragen konnte. Jetzt nahm er unter jedem Arm ein Faß, und zwey andere fasste er mit dem vier Fingern jeder Hand am Spunde. Schapela w, rief ihm der Kurfürst nach, dich schicke ich sobald nicht wieder in meinen Keller! Wie sehr zeichnete sich Gottfried von Bouillon durch seine Stärke unter dem ganzen Heere aus, daß er ins gelobte Land führte. Im ganzen Morgenlande erscholl die folgende That. Als er einst schon vielen Saracenen bey der Belagerung von Antiochien die Köpfe abgehauen hatte, drang ein gehar-

nischter Ritter auf ihn ein, diesen hieb er auf einen Hieb quer durch den Leib in der Gegend des Nabels, so daß der obere Theil des Körpers neben dem Pferde herunterfiel, der übrige aber auf dem Pferde blieb, und da dieses in die Stadt zurücklief, Furcht und Entsezen verbreitete. Und wie leicht ließen sich hier die Beyspiele von großer Leibesstärke vermehren, wovon das Leben Augustus des Starken so reich ist, wenn das An geführte nicht hinreichend wäre.

Merkwürdige Beyspiele von körperlicher Leichtigkeit.

Moccia. Colas.

Einen eigenen Contrast machen mit den Dicken dieseljenigen, die sich durch Körperliche Leichtigkeit ausgezeichnet haben. Eines der berühmtesten Beyspiele war Paul Moccia, in Neapel, der nicht nur selbst Gelehrter, sondern auch durch eine besondere Eigenschaft seines Körpers den gelehrtesten Männern Stoff zu Untersuchungen gab. Ohne je schwimmen gelernt zu haben, gieng er, ohne zu untersinken, bis an die Brust im Meere wie auf den Straßen der Stadt. Kammer in einen Strom, so führte dieser ihn fort, wie ein Stück Holz. Was ein Mensch nur immer in seinem Zimmer thun kann, das that er im Meere. Auf seiner Oberfläche wälzte er sich, wie auf einer festen Fläche herum, und er legte sich in ihm, auf seinem Ellenbogen gestützt, nieder, als ob er schlafen wolle. Aber viele Mühe kostete es ihm, sich aus der senkrechten Stellung zu bringen, und den Kopf unterzutauchen. Nur mit vieler Anstrengung vermochten Tau-

her, ihn an den Füßen tiefer hinabzuziehen, als die Richtung war, in der ihn seine natürliche Schwere erhielt. Er hätte zu Fuß die weitesten Reisen im Meere machen können. Aus den mit ihm angestellten Versuchen ergiebt sich, das sein starker Körper 30 Pfund leichter war, als eine seinem Körper gleiche Masse Wassers. War bey diesem offenbar eine besondere Leichtigkeit des Körpers, der Grund jener Erscheinung, so hatte dagegen aus dem berühmten Colas (eigentlich Nicolaus aus Katanna) den man Fisch nannte, Übung im Schwimmen großen Antheil daran. Ihm war der Aufenthalt im Wasser, so sehr bedürfniß, daß, wenn er einen Tag nicht hineinging, an Brustbeschwerden litt. Ganze Tage brachte er in offenen Meere zu, schwamm selbst bey stürmischer See zu einem entfernten Schiffe hin, und machte viele Meilen in einem fort. Tragisch war das Ende dieses Amphibiums. König Ferdinand von Neapel befahl ihm sich in die Charybdis zu stürzen, und den Grund zu untersuchen. Colas verbath sichs. Der König warf einen goldenen Becher hinein. Jetzt hatte Colas Muth, kam glücklich nach drey viertel Stunden heraus, und erzählte Wunderdinge von Ungeheuern, die er gesehen hätte. Noch einmal befahl ihm der König, sich hinabzustürzen, und fügte, da er sich stärker als zuvor weigerte, zu einem zweyten goldenen Becher noch das Geschenk einer Geldbörse. Aber nie ist der arme Colas wieder zum Vorschein gekommen, dessen Talent man zu nützlichen Untersuchungen hätte gebrauchen können. Die tragische Geschichte des unglücklichen Colas veranlaßte Schiller zur Verfertigung seiner herrlichen Ballade „der Taucher.“

Merkwürdige Beispiele von einem großen Umfange der Kenntnisse und Geschicklichkeiten.

Wundern wir uns mit Recht über die durch frühe Entwicklung ihrer Talente ausgezeichneten Menschen, so werden wir nicht weniger über diejenigen erstaunen müssen, die in Hinsicht des Umfanges ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeiten wahre Wundererscheinungen waren. Und wer verdient wohl, eher an der Gränze zwischen diesen und jenen zu stehen, als Johannes Pic Fürst von Mirandola der 1463 das Licht der Welt erblickte. Als Kind wiederholt er ganze Seiten vor und rückwärts die man ihm ein einziges Mal vorlesen durfte, als 18 jähriger Jüngling konnte er 22 Sprachen, und in 24 Jahre schlug er in Rom 1400 Säze aus allen Wissenschaften an, um sie gegen die gelehrtesten Männer der damaligen Zeit öffentlich zu verfechten, was er auch mit dem siegreichsten Erfolge that, obgleich ihm einige jener Säze die Verkekerung der Theologen zuzogen. Man muss beklagen, daß dieses so seltene Talent den unnützen Subtilitäten der damaligen Zeit gewidmet war, und daß sein Besitzer im 32. Jahre seines Lebens seine Laufbahn endete.

Wären nicht die zuverlässigsten Beweise vorhanden, so müßte man die Geschichte des Engländer Crichtons für eine Fabel halten. Wenige schienen ihm an Gelehrsamkeit, wie an körperlicher Geschicklichkeit gleich gekommen zu seyn, keiner ihn übertroffen zu haben. Im 21. Jahre foderte er in Paris, Rom, Venedig, Padua alle

Gelehrte zu öffentlichen Disputationen mit ihm auf, liess ihnen die Wahl, ihn in zehn Sprachen anzugreifen, und siegte überall unter dem Erstaunen solcher Männer, unter denen ein aldus Manutius war. In Versen wie in Prosa, hielt er unvorbereitet vortreffliche Reden über irgend einem ihm gegebenen Inhalt, wiederholte stundenlange Reden eines andern Wort für Wort, und vergaß dabei keiner Bewegung, keiner Veränderung der Stimme des Redners. Ohne den Freuden des Lebens abgestorben zu seyn, ja selbst bei einem ziemlich starken Hange zu allen Arten von Spielen, war er doch nicht nur ein gründlicher Gelehrter, sondern auch als Maler, Kupferstecher, Musiker und Sänger nicht ohne Verdienst. In einer Carousselübung vor dem französischen Hofe gewann er fünfzehn Mal den Preis. In einem von ihm selbst verfertigten Schauspiele spielte er 15 Rollen bis zur höchsten Täuschung, und den ersten damaltigen Fechter Europas, der an allen Höfen, die nach den rohen Sitzen jener Zeiten, an diesen blutigen Gladiators-Künsten Vergnügen fanden, herumreiste, durchbohrte er und schenkte den Preis dieses öffentlichen Gefechtes, 1500 Louisdors den Wittwen drey anderer berühmten Fechter, die jener Eisenfresser kurz zuvor erlegt hatte. Er selbst starb meuhelmörderisch durch die Hände seines nichtswürdigen Zöglings, eines Sohnes des Herzogs von Mantua, nachdem er 6 verlarote Mörder in die Flucht geschlagen, und dem 7ten, da er in ihm den Prinzen erkannte, ehrerbietig sein Schwert und seinen Helm hingereicht hatte, der ihm nun sein Edelmut mit einem Dolchstich vergalt. Der Hof, ja ganz Italien legte die Trauer um diesen merkwürdigen Mann an. Man möchte wirklich sa-

gen, es gebe Universalmenschen, deren Geist alles umfaßt.

Staunend blicken wir an einem so ausgezeichneten und seltenen Menschen hinauf, freuen uns aber auch zugleich der Höhe, die die menschliche Natur erreichen kann. Aber schlechterdings unerklärlich ist es, wie zuweilen ein talentreicher Kopf etwas sehr leichtes nicht begreifen nient lernen kann. So war Laurenuer Garncshaw in England ein wahrer Tausendkünstler. In vier Wochen hatte er sein eigentliches Gewerbe, die Uhrmacherey gelernt. Dabey war er als Mäler, Kupferstecher, Vergolder, Spiegelmacher, Grobschmied, Blechschmied, Kupferschmied, Büchsenmacher, Orgelbauer, Optikus von nicht gemeiner Geschicklichkeit und las den Euklidus mit Einsicht. Die Behandlung der Schaaftwolle verstand er von der Schaaftschur bis zur Vollendung eines Kleides vollkommen, denn er hatte auch als Schneidergesell gearbeitet. Aber so viele Mühe er sich auch gab, so lernte er in seinem Leben keinen Korb flechten; eine Kunst die viele Zigeuner und Landstreicher aus dem Stegreif treiben.

Dauerhaftigkeit der menschlichen Organisation. Durch die Beispiele eines Großen-Anführers und des indianischen Kriegers Scranz erläutert.

Welcher Lebenskraft der so zart gebaute Menschenkörper fähig sey, beweis wohl jener gefürchtete Große-nanführer, dessen Geschichte fast fabelhaft klingt, aber durch die glaubenswürdigsten Zeugnisse bestätigt wird. Wie marterten ihn die Huronen, denen er lebend

dig in die Hände fiel! Er musste an dem Tage, da sie ihn zu Tode quälen wollten, ein Gerüste besteigen, um desto besser gesehen zu werden. Erst fiel man ihm mit Feuerbränden an, und er stand unbewegt und kaltblütig. Nun stürzte alles auf ihn ein, als wollte man ihn lebendig zerreißen; seine stolze Ruhe machte die Feinde noch erbitterter, und sie fingen an, ihm die Kopfhaut abzulösen, um sie abzureißen. Der Unglückliche stürzte nieder, ermannte sich aber, da man ihn schon todgläubte, nahm mit versengten Händen einen Feuerbrand stürzte seinen Gegnern, die mit allen Mordwerkzeugen auf ihn eindrangen, entgegen, verschanzte sich hinter die Stufen des Gerüstes, und both den erstaunten Huronen Troz, bis ihn ein Fehltritt zu Boden stürzte und seinen Mörtern wieder überlieferte, die ihn in ein großes Feuer warfen. Es dauerte nicht lange, so raffte er sich aus diesem auf, und rannte mit einem brennenden Holze dem Dorfe zu. Alles floh, bis einer den Much hatte, ihm einen Kloß zwischen die Füsse zu werfen, der ihn zum Fallen brachte. Jetzt hieb ihm die wilde langsam marternde Grausamkeit Hände und Füsse ab, rollte ihn auf glühenden Kohlen, und warf ihn unter einen brennenden Baum. Das in Strömen fließende Blut lösche das Feuer aus, der Rumpf des elenden, verstümmelten Großen raffte sich noch einmal auf, wankte auf den Knien und Ellenbogen mit furchtbar drohenden Miene noch einige Schritte, bis endlich ein Hurone den so lange grausam verzögerten Lodesstreich führte, ihm den Kopf abhieb, und so dem grauslichen Schauspiele ein Ende machte. Auch der alte Scranh, ein indianischer Krieger, den die Schwanoindianer gefangen bekommen hatten, zeigte, welche Lebenskraft im Menschenkörper wohne.

Die

Die stärksten Schläge, die furchtbarsten Mätern konnten ihm keine traurige Miene abzwingen. Er forderte seine Peiniger heraus, sie sollten ihm einen glühenden Glintenlauf in die Hand geben, er würde ihnen zeigen, wie tapfer er noch sey. Dieser kühne unerwartete Troß machte, daß man seine Ausforderung annahm. Aber nun faßte er das glühende Eisen, bahnte sich damit einen Weg durch seine Feinde, sprang von einem steilen Felsen in einen Fluß, schwamm hindurch, setzte unter einen Regen von Kugeln seinen Weg fort, und kam nackt, zerfetzt, verbrannt, aber doch glücklich in sein Vaterland.

Der elektrische Castilhon in Bouillon.

Eine eigene Elektricität besaß der Franzose Castilhon. Einst wollte er um Mitternacht den 11-ten März nach dem ein kalter Nordwind mehrere Tage geweht hatte, zu Bett gehen. Schon hatte er das Feuer im Kamine sorgfältig zugedeckt, und das Licht ausgelöscht, als er beym Auseinanderschlagen seines Schlafrocks seinen Körper mit einem hellen Licht umgeben sah, das unter der Brust und unter den Armen am stärksten war. In der Angst glaubte er sein Schlafrock brenne, fuhr bestürzt bald nach diesem bald nach jenem Theile seines Körpers; und überall fuhren starke blaulichtige Funken heraus. Diese Erscheinung hat er in der Folge der Zeit unendlich oft gehabt, und nicht selten, wenn er ganz andere Dinge dachte, und einen Theil seines Leibes unversehends berührte, strömten Feuerstrahlen aus ihm. Er hatte sich lange vorher mit der Elektricität der Thiere beschäftigt

und oft der Rahe Funken entlockt ohne zu ahnden, daß er diese Eigenschaft in einem weit höhern Grade besaße. Übrigens richtete sich bey ihm diese Erscheinung nach der Luft, und wurde ein untrügliches Wetterglas für ihn.

Frühe körperliche Entwicklung.

In der Geschichte des Menschen kommen mehrere Beispiele von so früher Entwicklung des Körpers vor. So erzählt Hofrat Opitz von einem 1752 in Osnabrück gebohrnen Kinde, bey dem sich sehr bald eine ungeheure Eßlust zeigte, die aber auch so gut anschlug, daß es schon im vierten Jahre eine außerordentliche Dicke und auf zwey Zentner an Gewicht hatte. Nur mit großer Anstrengung konnte es in seinem letzten Lebensjahren am Stocke gehen. Im achten erstickte es. Bis in sein fünftes Jahr blieb ein Kind, dessen Geschichte uns Sautage erzählt, ungewöhnlich klein; nun aber wuchs es so unglaublich schnell, daß es im sechsten Jahre schon fünf Fuß und alle Zeichen der Reife, ein etwas kindisches Betragen ausgenommen, an sich hatte. Hundert fünfzig Pfund trug es auf seinen Schultern. Aber sehr bald nahm es wieder ab, und starb an einer Entkräftigung.

Außerordentliche Schärfe des Gesichtes.

Fast allen Glauben überstieg die Schärfe des Gesichts, wovon der Kupferstecher Ludovico in Rom Proben gab. Zu ihm, der oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, kam einst ein mittelmäßiger Dichter mit einem Gedicht, das er dem damaligen Pabst Leo dem Zehnten widmen wollte, und bestellte das Portrait dieses Pabstes. Er fertigte es, und bat den Dichter, ihn bey der Übersetzung begleiten zu dürfen, was er ihm auch zugestand. Wie kommt es, fragte sogleich der Pabst, daß diese gewöhnlichen Verse ein so vollendetes Kunstwerk begleiten? Von wem iſt's? Nun trat der bescheidene Ludovico hervor und sagte: „von mir.“ Beschämt stand der Dichter, als der Pabst dem Künstler tausend Goldgulden auszuzahlen befahl. Nun wagte der edle Ludovico das Wort zu nehmen, „Sein Werk ist alles, sagte er; er hat mir es bestellt, und alle Züge und Striche meines Kupferstichs enthalten die Worte seines Gedichts. Mit ihm wünsche ich meinen Lohn zu theilen.“ Erstaunt nahm Leo ein Vergrößerungsglas, und fand nun wirklich das ganze Gedicht in dem Portrait. „Wie iſt's aber möglich,“ fragte er, ohne gänzliche Verstörung des Auges ein solches Meisterwerk zu vollenden.“ „Das ist, erwiederte Ludovico, Organisation meines Auges, daß nicht nur bey Tage heller, als andere, sondern auch bey Nacht recht gut sieht.“ Sogleich ließ der Pabst, um davon eine Probe zu sehen, das Zimmer verfinstern, und gab Ludovico ein zufällig zunächst vor ihm liegendes Blatt. Ludovicos

fängt zu lesen an, stürzt aber ohnmächtig zu Boden. Es war der Bericht des Gouverneurs, von dem über Ludosicos Bruder an diesem Tage ausgesprochenen Todesurtheil, weil er einen Duellmord begangen hatte. Der gerechte Leo fand Milderungsgründe, begnadigte ihn und entließ den Dichter mit einem geweichten Rosenkranze.

Ersatz für den Mangel eines Sinnes. Kunstreiche Blinde, und
große Geistesfähigkeiten mancher Blinden.

Mit Recht hält man den Mangel eines Sinnes für ein großes Unglück. Aber nicht ohne dankbare Rücksicht kann man hiebey der Erfahrung gedenken, daß dann gemeinlich die Vollkommenheit eines oder der übrigen andern Sinne den Mangel des einzelnen einiger Maßen vergüthet, so daß auch daraus die unaussprechliche Güte des Urhebers der Natur erhellet. Wie manchen Blinden gab der Himmel für die ihm verschlossene Welt des Lichts und der Farbe, die Freuden der entzückendsten Töne, und wer vergießt nicht, wenn er eine blinde Kirchgehnner Harmonika, oder das blinde Fräulein Paradis das Fortepiano, oder den blinden Dülon Flöte spielen hört, das, was ihnen versagt war. Eins der merkwürdigsten Beispiele von der Vollkommenheit der andern Sinne, bey dem Mangel eines derselben, gab der Schwei de Peter Johannssohn. Die Blättern hatten im dritten Jahre seines Lebens ihm seine Augen fast gänzlich zerstört, und in seinem dreißigsten gieng auch der schwache Schein vom Lichte, denn er bis dahero noch gehabt hatte, völlig verloren. Aber wie bis zum Erstaunen

ersehnte ihm das Gefühl diesem Verlust, und er leistete durch dasselbe, bey seinen mechanischen Anlagen, mehr als hundert sehende. Dass er den Weg durch Wälder fand, Holz hieb, und allerley gemeine Geräthschaften, Wagen, Karren, Schlitten, Räder, Fässer verfertigte, das war schon viel: aber daß er auch künstliche Messer machte, in deren Griffen, Gabeln, kleine Messer und Sägen befindlich waren, daß er sich ein Haus baute, daß er Knöpfe und Schnallen in Formen goß, die er gleichfalls selbst aus feinen Sande formte; das er Metalle und Eisenwerke löcherte, für sich und andere Schmiede gute Blasbälge verfertigte, die Violin auf einem Instrument, das sein eigenes Werk war, spielte, daß er es im Kartenspielen mit jedem aufnahm, und selbst ganz neue Karten binnen einer Stunde wie seine eigenen gebrauchen lernte, wenn man ihm nur jedes Blatt ein einziges Mal redlich nannte, wobey er die Merkmale jeder Karte nach ihrer Weichheit oder Steife, ihren spitzgern oder stumpfern Ecken, ihren Erhöhungen oder Vertiefungen, oder durch schwache Eindrücke vermittelst der Nögel, mit Hülfe eines wundervollen Gedächtnisses sich einprägte, das mußte Erstaunen erregen. Farben unterschied er durchaus nicht, wie man von manchen Blinden rühmt. — Ein anderer Blinde in der Charite zu Berlin wußte sich durch das Gehör zu helfen. Er horchte sorgfältig auf den Schall des Fußtrittes, ob er auf einem Pflaster, auf dielen, oder auf weichen Boden gieng, räusperte sich oft, oder brummte auch eine Melodie, um aus dem stärkern oder schwächeren Wiederschalle auf die Nähe oder Ferne eines Gegenstandes zu schließen, wußte genau, wo der stand, der mit ihm redete, kannte jedes Plätzchen in der ganzen Charite, und so gieng er im

Hause, wie auf der Straße gleich einem Gehenden herum. Er fütterte und putzte Pferde, sattelte sie und ritt sie in die Schmiede. Auch das Gefühl leistete ihm Dienste. Die stärkere Zugluft sagte ihm, ob eine Thür offen oder verschlossen sey, die wärmerre, ob sich ihm ein Mensch näherte. In der Kirche hielt er, wenn er langs der Bänke gieng, bloß die Hand vor sich hin, vermutete da, wo er die Wärme etwas unterbrochen fühlte einen leeren Platz, und täuschte sich nicht leicht. Wir kennen einen blinden jüdischen Musikanten in Ungarn, der in der Stadt allein herumgeht, Pferde hält und sie in fahren lenkt. Wie Unglaublich hoch brachten es nicht schon andere Blinde durch das Gefühl in allerley künstlichen Arbeiten. So war einer, der Windbüchsen von vorzüglicher Güte machte, auch allerley Figuren sechs - acht - zwölfeckig von Holzschnitt, so daß sie vollkommen in einen Kasten paßten, obgleich ihm das letztere nicht leicht ein Gehender nachthat. In Italien machte ein Blinder höchstähnliche Büsten, und betastete die, die sich abbilden ließen, mit den Fingern. Ein blindgewordener Jüngling brachte eine so künstliche Pfeffermühle zu Stande, daß man sie in einer kurfürstlichen Kunstkammer aufzubewahren für würdig fand. Der im zweyzigsten Jahre blindgewordene Bildhauer Ganibasius bildete lange nachher den Herzog Cosmus den Ersten trefflich in Thon ab. Ein anderer Blinder war Meister im Schachspiel, und konnte nie hintergangen werden, und der blinde Ziska, der Anführer der Hussiten, gewann dreyzehn blutige Schlachten. Wer muß nicht erstaunen, wenn er von der liebenswürdigen Salignac hört, die obgleich blind von zweyten Jahre ihres Lebens an, Briefe schrieb und empfing, indem im letzten Falle die Buchstaben in das Papier

eingestochen waren, vollkommen richtig in der Karte spielte, die sie mit fast unsichtbaren Nadelstichen bezeichnete, im Tanzen, Singen und Cytherspielen keine geringe Fertigkeit hatte, wozu sie die Melodien in ein Papier stach, in Frauenzimmer-Arbeiten mit der Nadel fast unübertrefflich war, und die feinsten Nadeln selbst einfädelte. Der blinde Kersting las alle mit grober Schrift gedruckte Bücher durch das Gefühl, und schrieb ökonomische Abhandlungen. Er war ein grosser Blumen- und Gartenfreund, und kannte jedes Blatt, jedes Knöspchen. So wie er einmal plötzlich sein Gesicht erlangte, so verlor sich das feine Gefühl seiner Fingerspitzen, und er hatte in ihnen die Empfindung einer frisch geheilten Wunde. Da er taub wurde, so legte er seine Hand auf den Mund seiner Frau, ließ sie jeden Buchstaben aussprechen, empfand bey jedem etwas andres, und lernte so mit ihr reden. Das R machte auf ihn immer einen hangen Eindruck. Übrigens war er stets heiter und voll heller Ideen. Chardin fand persische Prinzen, denen die Augen ausgestochen worden waren, mit Verfertigung von Uhren beschäftigt, und der berühmte blinde Huber, in der Schweiz, hat, unterstützt durch das Auge eines treuen Bedienten, in der Haushaltung der Bienen Dinge entdeckt, die seinen sehenden Vorgängern entgangen waren. Der von Puiseaux gebürtige Blinde beurtheilte die Nähe eines Feuers nach dem Grade der Wärme, die Wölle eines Gefäßes nach dem Geräusche beyzn Eingießen, die Annäherung eines Körpers nach dem Drucke der Luft auf sein Gesicht. Ihm dienten seine Arme als eine Wage, seine Finger als Kompaß, und er schoß nach der Stelle, wo er einen Ton hörte, sehr genau. Ein blindes Frauenzimmer kannte alle ihre Kleidungs-

stücke, und suchte unter einem großen Haufen Wäsche alles ihr gehörige ohne Zerthum heraus. Alle bekannten kannte sie an Gang und Stimme, sie mochten noch so selten ins Haus kommen. Der seit dem vierten Jahre seines Lebens blinde Behrent, im Dorfe Stulichen, nährte sich im Sommer mit dem Krebsfange, im Winter mit Leitermachen, Besenbinden u. dgl. Bis an den Hals stieg er in den Angerrastrom, durchsuchte die Höhlen, ging oft weit zwey bis dreyhundert Krebsen nach Angersburg, wußte jedes Haus, jeden Kunden zu finden, und ging wieder allein nach Hause, obgleich sein Weg über zwey Brücken führte. Mit einem Stocke fühlte er vor sich her. So unbegreiflich es scheint, daß mehrere Blinde durch Anfühlen einer Oberfläche auch die Farbe angeben konnten, so läßt sich's doch nicht widersprechen. Der blinde Graf Mansfeld unterschied durch Betasten schwarz und weiß, Graf Lynar gab richtig die Farbe eines Pferdes an, und der Ulrechter Verrufen irrte sich über keine Farbe des Gegenstandes, den er anfühlte. Doch mußte er dann völlig nüchtern seyn. Hatte er auch nur einen Löffel voll zu sich genommen, so war diese Fertigkeit dahin.

Die Ursache der größern Vollkommenheit der übrigen Sinnen, wenn einer fehlt, scheint hauptsächlich in der sorgfältigern Ausbildung und Anwendung derselben, wo zu sie das Bedürfniß nöthiget, zu liegen. Auch wird die Aufmerksamkeit dessen, der des Gesichts, oder des Gehörs beraubt ist, weniger gestört und zerstreut. Vielleicht strömt eben dann der Nervensaft, Nervengeist, oder wie man jenes verborgene Wesen sonst nennen will, reichlicher in die übrigen Werkzeuge, die auch deswegen eine größere Anstrengung aushalten können. Vielleicht

lassen sich daraus auch die grossen Geistesfähigkeiten erkennen, die man an mehrern Blinden schon entdeckt hat. Ganze Stellen konnte der überwähnte Blinde in der Charkite aus einer Predigt anführen, und eine blinde Frau wußte einem Prediger, was er ein Jahrhintereinander geprediget hatte, pünktlich zu sagen. Wie weit haben es nicht schon Blinde in Wissenschaften gebracht! Welche tiefe Einsichten hatte nicht der seit dem ersten Jahre seines Lebens stockblinde Professor Saundersson, zu Cambridge, in alten Sprachen, in der Münzfunde und besonders in der Mathematik! Hießt nicht dieser stockblinde Mann vortreffliche Vorlesungen über die Optik, und sprach mit grossen Scharfsinne von dem Bau des Auges, den Spiegeln, dem Perspektive u. dgl.? Er erfand die Theilung des Würfels in sechs gleiche Pyramiden, und seine Rechenmaschine war eine durchlöcherte Tafel mit Pföckchen von verschiedener Größe. Durch Fäden bildete er alle mathematischen Figuren. Quadrat- und Cubikwurzeln zog er im Kopfe aus. Durch einen, 1817 noch lebenden blinden Bettlerbuben in Pesth, ließen wir uns selbst Nachts mit der Laterne aus dem Theater, in unser wenigstens 12 Minuten davon entferntes Quartier, leuchten.

Sonderbare Aphonien, Reden ohne Zunge.

Die stumme Sängerin.

Auch bey der Sprache kommen in der Geschichte des Menschen Erscheinungen vor, die in Verwunderungen setzen müssen. So sah man schon einen Krankheitszustand, der das Sprachvermögen zwar nicht raubte, aber den Kranken allem ganz neue, sonderbare Namen zu geben veranlaß-

te. Eine Dame verlohr einst durch einen Schlagflus den Gebrauch ihrer Sprache, bis auf das Vaterunser, den Glauben und noch ein Paar Gebethe, die sie aber blos in derselben Ordnung hersagen konnte. Plötzlich verlohr der Sänger Ballani (1783) mitten in einer Oper seine Stimme, und Algayor fiel, nach einer großen überstandenen Wassergefahr, in ein hziges Fieber, von dem er zwar wieder genah, doch so, daß er von nun an 50 Jahre lang bloß von zwölf bis ein Uhr sprechen konnte, und ohne Uhr jeden Tag um diese Zeit auf die Minute den Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge eine Stunde lang hatte. — Auch vom Reden ohne Zunge finden wir einige merkwürdige Beyspiele in Noziers Sammlung akademischer Abhandlungen. Dieß konnte ein portugiesischer Knabe und ein Mädchen aus Saumur. Denem hatte die Natur von Geburt an eine Zunge versagt, diesem wurde sie durch die Blättern geraubt. Beyde sprachen demungeachtet ziemlich gut. Im Munde des Mädchens befand sich eine Art von Warze, die sich beym Sprechen etwas bewegte. Übrigens hatte sie den Geschmack, wie andre Menschen. Nur beym Kauen und Hinunterschlucken mußte sie mit den Fingern etwas nachhelfen. Aber was werden unsere Leser zu der stummen Sängerin sagen, von der uns der würdige Schäffer so interessante Nachrichten gegeben hat. Sie war aus Salzburg, und hatte eine völlig stumme Schwester, mit der sie sich vom Wollspinnen nährte. Kein Wort konnte sie sprechen, aber singen alles. Umsonst strengte sie sich an, auf Fragen zu antworten. Sie kämpfte, schwitzte, ängstete sich, brachte aber kein Wort vor. Sobald man sie zu singen bath, sang sie vollkommen gut und angenehm. Sie konnte lesen, man gab ihr Gesänge.

Sie Sang sie bloß. Alle ihre Sprachwerkzeuge waren in vollkommensten Zustande. An Betrug war hiebey nicht zu denken. Wohl aber glaubt Schäffer, Faulheit bey der ersten Entwicklung der Sprachorgane habe viel dazu beigetragen, und so das damals angestaunte Wunder wenigstens zum Theil veranlaßt.

Merkwürdige Bauchredner.

Niel Aufsehen machten sonst die Bauchredner, und nicht selten wurde ihre Kunst zu Beträgereyen mißbraucht. Sie wissen mit dem Zäpfchen und dem Kehldeckel die Buchstaben ohne Hülfe der Zähne, der Zunge und der Lippen hervorzu bringen, und weil der Mund dabei verschlossen ist, und die Stimme innerhalb der Kehle wiederholt, so scheinen die Worte aus der Tiefe, ja wohl auch aus der Ferne zu kommen. Gegenwärtig macht der Besitzer eines unterirdischen Kaffeehauses in Paris, als ein kleiner dicker Bauchredner, den Parisern vielen Spaß. Gewöhnlich führt man jeden Neuling hin, der das noch nicht weiß. Sein Führer sagt dem Wirth den Namen und einige Familienumstände und Verbindungen dessen, denn er hergebracht hat, heimlich, und dieser weiß dann schon etwas Wichtiges daraus zu machen. Nach einer Weile hört man von dem an die Straße gehenden Kellerfenster, unter dem der Wirth sitzt, herabrufen; ob der oder der da sey? und vernimmt den Nahmen dessen mit den man den Spaß haben will. Der Wirth fragt in seiner natürlichen Sprache die Gäste: ob dieser Herr nach dem man frage, unter ihnen sey?

Zest steht dieser auf. In der Bauchsprache wird nun von obenherab sein Nahme wiederholt, und er nun bald zu seinem Obersten, bald zu seiner Geliebten, bald zur Polizey, oder sonst an einen Ort, unverweilt beschieden. Nach dem man die Comödie eine Weile mit ihm gespielt hat, und er wütend zurückkommt, weil er sich immer getäuscht sieht, weiß nun der komische Wirth mit abwechselnder Anwendung seiner Bauchsprache der Sache einen Ausgang zu geben, daß der Betrogene selbst mitlachen muß. La Chapelle hat die Geschichte von zwey Bauchrednern beschrieben, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten. Der Eine war der Oberstleutnant von Men gen, in Wien, der Andere Gilles in St. Germain en Layes. Jener führte eine Puppe bey sich, mit der er die unterhaltendsten Gespräche führte. Der Andere dessen Bauchrednerey zu untersuchen, Abgeordnete von der Akademie der Wissenschaften in Paris kamen, wußte als angeblicher Lustgeist, dessen Stimme bald hier, bald dort im Walde, bald oben, bald unten im Hause sich hören ließ, eine Menge leichtglaubiger Menschen herumzusprenzen. Am schlimmsten gieng es einem Doktor der Sorbonne, der, um den vermeintlichen Robst, denn er für einen Betrüger hielt, auszutreiben, nach St. Germain kam. Gilles führte ihm selbst im Hause herum. Auf einmahl hört man von oben herab eine Stimme: Was machen sie hier, Herr Doktor? Sie hätten besser gethan in Paris zu bleiben und die Belehrung der schönen Sachen zu vollenden, sonst entwischt sie Ihnen!“ Der Doctor erröthete. „Es kommt von oben, sagte er, wir wollen hinauf.“ Muthig fragte er nun den Geist: „wer hat dich hieher gesetzt?“ „Und wer hat,“ ertönt des Bauchredners Stimme dagegen, „wer hat Sie hergesandt?

Anmaßung ist noch kein Recht. Vertrauen zu sich selbst noch keine Stärke.“ Um den Geist zu beschämen, ruft nun der Doctor: Wenn du ein Geist bist, so sage mir, was habe ich in meinen Händen? „In der einen,“ erwiederte er nun, „eine portugiesische, in der Andern eine spanische Münze. Die Dritte, womit Sie mich in die Enge zu treiben hofften, haben sie in Paris zurückgelassen.“ Vermuthlich hatte er vorher die scharfen Proben, die er anzustellen gedachte, geschwägig erzählt. Erblässend und ganz aus der Fassung, aber dennoch Stärke heuchelnd, sagte nun der Doctor zu Gilles: Es ist als ob mich der Geist fürchtete. Er spricht immer aus der Ferne. „Kommen Sie,“ ertönt nun die Bauchsprache von oben, „ich erwarte Sie stehenden Fußes. „Indem nun der Geisterbanner zu oberst hinauf will, bricht die etwas morsche Treppe. Er kommt zum fallen. Der Bauchredner raunt ihm ein Paar Worte vom Erwürgen ins Ohr, und jetzt bittet er flehentlich um sein Leben, verspricht aufs Heiligste, alle Geister in Ruhe zu lassen, und nun entläßt ihn dieser mit einer nachdrücklichen Lehre. Umsonst entdeckt man hernach dem Doktor, daß alles nur ein Spiel des Bauchredners gewesen sey. Er eilte schleunigst nach Paris, um mit seinen Herrn Collegen die Sache in die ernsthafteste Berathschlagung zu ziehen. Auch in Wien und Pesth ließ sich im laufenden Jahre 1817 ein geschickter Bauchredner, Namens Alexander hören. Er kann auch verschiedene Thierstimmen nachahmen. Man behauptet fester Wille und Übung könne jeden Menschen zum Bauchredner machen. Gilles hatte wenigstens es in acht Tagen gelernt.

Wunderkinder.

Nur vier Jahre lebte der in Lübeck 1727 geborene Christian Heinrich Heinecke, und sein zarter Körperbau konnte durchaus nur Ammenmilch ertragen; aber seine frühe Entwicklung, sein unglaubliches Gedächtniß, sein lebhafter, selten tändelnder Wiß, seine scharfe Beurtheilungskraft erregten die Bewunderung aller, die ihn kennen lernten, und das Erstaunen des Dänischen Hofes. Am Schluße seines ersten Lebensjahres waren ihm alle Geschichten des alten Testaments, im dreyzehnten Monat die des Neuen und im 18 Monat Weltgeschichte und Geographie so geläufig, daß er alle Fragen leicht beantwortete. Latein sprach er sehr fertig, französisch weniger. In der Genealogie der regierenden Häuser hatte er eine außerordentliche Stärke, und das alles bei einem so kurzen Leben, von den Krankheiten und Reisen einen beträchtlichen Theil wegnahmen. Fast noch mehr verdient den Nahmen eines Wunderkindes der junge Malkin, der in Jahre 1802 zu Hackney in England sechs Jahre alt, starb. Außer seiner Muttersprache, die er in der höchsten Vollkommenheit schrieb und sprach, verstand er auch lateinisch und französisch. In der Geographie wußte er auf jede Frage bestimmt zu antworten, und zeichnete aus dem Kopfe Landkarten, über deren Nettigkeit und Richtigkeit man erstaunen mußte. Im Mahlen hatte er es ohne Anweisung so weit gebracht, daß seine Copien Raphaelscher Köpfe jedem Zöglinge einer Akademie Ehre gemacht haben würden. Schnell und

Leicht begriff er alles, und verriet in seiner Krankheit und in seinem Tode eine seltene Seelenstärke. Sein Gehirn fand man außerordentlich groß, übrigens war sein Körper in einem so gesunden Zustande, daß das Vorurtheil, als müßte frühe Entwicklung des Geistes immer nachtheilig auf dem Körper wirken, durch ihn nicht im mindesten bestätigt wurde.

Eines der seltensten Phänomene, ein Wunder von Anlagen und früher Entwicklung derselben war Mozart, der Zauberer in der Tonkunst, der schon manchem unserer Leser gewiß manche frohe Stunden verschönte, trübe erheiterte. Im dritten Jahre seines Lebens suchte er schon Accorde auf dem Clavier, im vierten lernte er es spielen und brauchte, um ein schweres Stück mit Präzision und Ausdruck vorzutragen, das Studium einer Stunde; im fünften fieng er an zu komponieren, und sein Vater, ein Buchbinders Sohn aus Augsburg, ein Vicecapellmeister in Salzburg, brachte seine Compositionen zu Papier, und noch wußte der junge Mozart mit Feder und Dinte nicht gehörig umzugehen, und machte sein Notenpapier voller Kleckse, als ihn sein Vater, der selbst Kenner war, an einem Concert, das außerordentlich schwer, aber richtig gesetzt war, arbeitend fand, und in Thränen der Bewunderung und Freude ausbrach. In seinen sechsten Jahre machte er mit seinen Mätern die erste musikalische Reise und erntete allenthalben Bewunderung ein. Im folgenden Jahre erschienen seine ersten Werke gedruckt, und in Paris, London und Italien erstaunten die Höfe und alle Kenner über den trefflichen siebenjährigen Orgelspieler, und die großen Concerte, wobei alle Symphonien von ihm selbst waren. Man glaubt eine Wundergeschichte vor sich zu haben,

wenn man seine Jugendjahre liest, und den 12jährigen Knaben eine große feyerliche Einweihungsmusik zu Wien, in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes, dirigiren sieht. Alle Länder und alle Musikverständigen sollten ihn eine ungeheuchelte Bewunderung, ja einige glaubten sogar sein alles übertreffendes Spiel sey ein Zauberwerk. Sie schrieben seinem Ringe eine magische Kraft zu, bis ihn Mozart weglegte. Eine der gültigsten Richter Haydn sagte zu seinem Vater: „ich sage Ihnen vor Gott, und als ein ehrlicher Mann, daß ich ihren Sohn für den größten Componisten erkenne, von dem ich je gehört habe.“ Nur 36 Jahre dauerte seine Laufbahn, aber doch lange genug, um ihm einen Namen zu erwerben, denn man mit Verehrung nennen wird, so lange noch ein Tempel der Tonkunst steht.

Hatte auch William Croths, der im Jahre 1777 zu Norwich in England Aufsehen erregte, keinen so glänzenden musikalischen Auf, als Mozart, so ist doch auch er ein merkwürdiges Beispiel früher Entwicklung. Noch ehe dieser Knabe reden konnte, verlangte er durch Mienen zur Orgel, die sein Vater ein sinnreicher Zimmermann fertigt hatte, hingetragen zu werden, spielte da Stellen aus bekannten Liedern, und ließ sich, da er drey Jahre alt war, auf den größten Orgeln mit unglaublichen Beifalle hören, wobei man in den Orgelstuhl einen kleinen Sessel binden mußte, weil das Kind, wenn es ausgespielt hatte, sehr unartig und unruhig war. Statt des Nottenbuchs legte man ihm irgendwo ein Bilderbuch hin, und durch Kuchen, Orangen u. a. mußte man ihm Lust machen, fortzufahren, wenn es aufhören wollte. Was Croths einmal spielen hörte, konnte er gleich nachspielen, und über jedes Thema machte er ans-

genehme

genehme Variationen, ohne einen Unterricht genossen zu haben. Außerhalb dem Kreise der Musik aber war er ein ganz gemeines Kind, das am Geschrey einer Käze und dem Ton einer Maultrömmel seine Herzgenüsst hatte.

Seltene Schärfe des Geschmackes.

Durch Übung kann die Schärfe des Geschmackes außerordentlich erhöht werden. Stritten sich doch einmal zwey Weinkenner über einen Wein, von denen der Eine behauptete, er schmecke nach Eisen, der Andere aber, er schmecke nach Leder. Man lachte über diesen komischen Streit. Geraume Zeit nachher wurde das Fäß, aus dem er war, ausgeleert, und man fand auf seinem Boden einen Schlüssel an einem ledernen Bunde, der zufällig hineingekommen seyd mußte. Aber fast noch mehr Verwunderung muß das erregen, was sehr glaubwürdige Zeugen von einen andern Weinkenner in Berlin ergählen. Er gieng in einen Keller und forderte acht und vierziger Rheinwein. Der Aufwärter wollte nicht sagen, daß diese Sorte ausgegangen sey, vermischte Sechsundzwanziger und dreyundfünziger, und glaubte so den Weinkenner zu täuschen. Dieser kostete prüfend, warf den Wein im Munde von einer Seite auf die andere, und fragte noch einmal ganz bedenklich, was soll das für Wein seye? Auf die Versicherung: Es sey Achtundvierziger, sagte er: das ist mir ein seltsamer Achtundvierziger, denn auf einer Seite schmecke ich Sechsundzwanziger, auf der andern

Dreyhundsfünziger. Es ist in der That unbegreiflich, wie eine solche Feinheit des Geschmacks zu erlangen möglich sey! —

Ausdauer in furchtbaren Krankheiten.

S i n i o r r e .

Auch in gewissen furchtbaren Krankheiten konnte man sehen, in welchen Zuständen der Mensch ausdauern könne. Wir wollen hier nicht der verkümmelten oder ihren Sinnen beraubten Menschen gedenken, die trotz ihrer Schmerzen und ihres Grams, doch ihr Leben ziemlich hoch brachten. Nur ein ganz neues, höchst merkwürdiges Beispiel sey uns anzuführen erlaubt. S i n i o r r e , ein französischer Offizier, hatte sich in seinen Feldzügen eine rheumatische Krankheit zugezogen, die ihn des Gebrauchs aller seiner Glieder und endlich auch sogar der Bewegung des Unterkinnbackens, wie des Gesichts und der Sprache beraubte. Er ward zur lebenden Bildsäule. Alle Glieder und Gelenke waren völlig wie zusammengeblättert. Kein Schlaf, auch nach der stärksten Dosis Opium kam in sein Auge. Wie leblos brachte er Jahre lang starr und unbeweglich im Lehnsstuhle zu, und wurde durch eine kleine Lücke seiner Zähne mit etwas Fleischbrühe und Wein genährt. Durch das Ausbrechen der Schneidezähne gelang es, ihm mehr Nahrung bezubringen, auch erhielt er den Gebrauch der Sprache wieder. Und doch war er bey diesem entsetzlichen Zustande munter, und diktirte alle Jahre einen Musenalmanach mit froher

Laune. *) Seine Bildung war ausdrückvoll sein Blick heiter. Die ausnehmende Beweglichkeit und Thätigkeit seiner Gesichtsmuskeln ersetzte ihm gewisser Massen die übrigen ihm mangelnden Bewegungen, und durch die Kunst, seine Haut in alle mögliche Falten zu legen, diente ihm diese statt einer Fliegenkappe. Nach seinem vor kurzen erfolgten Tode kam sein Skelet in das Conservatorium der Pariser Medizinalschule als ein Denkmal von Menschenelend.

Erstaunliche Theekonsumtion. **)

Der Thee, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum als Handelsartikel bekannt war, behauptet jetzt unter den asiatischen Importen nach Europa und Amerika den ersten Rang und ist nicht allein der ausgedehnteste, sondern auch sicherste Zweig der Handelsgeschäfte der englisch ostindischen Compagnie. Aber nicht diese Gesellschaft allein, sondern ganz England, ist wesentlich dabei interessirt, da dieser Handel jährlich 50000 Tonnen englischer Schiffe und 6000 Seeleute beschäftigt und so zum Flor

*) In einem dieser Almanache giebt er über sich und seinen Entsetzlichen Zustand folgendes Epigram:

Privé de la lumiere et perdus de son corps,
Il se rit de la vie en attendant la mort.

**) Bach's Monatl. Correspondenz zur Beförderung der Erd und Himmelskunde, und Hesperus 1814. 1. Hess.

des Seewesens beiträgt. Die jährlichen Abgaben von Thee betragen nach Abzug der Verwaltungskosten im Jahre 1799 und 1800 die Summe von 1,670,000 Pf. Sterling und da durch die Theekonsumtion nothwendig auch eine Vermehrung des Zuckers herbeigeführt wurde; so können füglich für die dem Staate durch den Theehandel gewährten Revenuen 2 Millionen Pf. Sterling gerechnet werden.

Die holländisch ostindische Compagnie führte zuerst diesen Handelsartikel aus Sina ein, von Anfange bis beynahe zu Ende des 17ten Jahrhunderts, kam aller nach Europa gebrachter Thee von ihren Märkten.

In England fand der Gebrauch des Thees gegen Ende des 17ten Jahrhunderts schon ziemlich allgemein statt, er war dort schon lange bekannt ehe die englisch ostindische Compagnie ihn einführte.

Während des kurzen Zeitraums von 150 Jahren 1650 bis 1800 stieg die Theekonsumtion in England trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten, von einer kleinen Zahl von Pfunden (1666 nur 22 1/2 Pf) bis zu der ungeheuren Summe von vier und zwanzig Millionen, und stieg vielleicht noch höher. Im eigentlichsten Verstande ist dieses Getränk dort jetzt aus den Palästen bis in die Hütten gedrungen, und was früher nur kostbarer Luxus der höheren Stände war, das ist jetzt allgemeine Nahrung und Bedürfnis geworden. *) Indes lässt sich selbst bei einer genauen Betrachtung des Gegenstandes behaupten, das Thee in den jetzigen Zeitzuständen für England

*) Gerade so wie in Deutschland der Kaffee.

ein ganz unentbehrliches Bedürfniß ist. Weinhae in allen Familien des ganzen Königreichs macht Thee das Frühstück aus und vorzüglich für die höheren Stände würde es schwer seyn irgend einen passenden Stellvertreter aufzufinden. Nimmt man an, daß von den jetzt jährlich etwa eingeführten 25 Millionen Pfund, 5 Millionen wieder nach Irland, Westindien u. s. w. exportirt werden, so bleiben 20 Millionen Pfund für die jährliche Consumtion von England und Schottland übrig. Zwey Unzen können ungefähr auf ein Gallon Thee gerechnet werden, so daß jene 20 Millionen Pfund 160 Millionen Gallons Getränk geben. Die Bevölkerung von England und Schottland mag zusammen 10 und $\frac{1}{2}$ Millionen Menschen betragen, von welcher zwey Drittel oder 7 Millionen Thee trinken. Vertheilt man auf diese 160 Millionen Gallons, so kommt täglich etwa eine halbe Flasche auf eine Person. Die Zahl der Trinkenden Individuen mag vielleicht zu hoch gerechnet seyn, allein für eine Menge, die Morgens und Abends davon einen Gebrauch machen ist die angenommene Quantität der täglichen Konsumtion noch zu gering.

Ohne Übertreibung kann man die jährliche Theeausfuhr aus Sina auf 20 Millionen Pfund rechnen. Setzt man nur den Ankaufspreis zu 1 fl. so verschwinden für dieses Gurgelwasser jährlich 30 Millionen Gulden, aus der europäischen Circulation, die größtentheils baar dorthin bezahlt werden müssen, weil Asien in Verhältnisse dieser und seiner vielen andern Exporten wenig von europäischen Artikeln braucht.

Außer England consumiren wohl die vereinigten Staaten von Nord-Amerika den meisten Thee. Dahin ward aus Ostindien ausgeführt 1802 für 5,592,400 Pf. 1804

aber schon 10,519,000 Pf. Viel Thee wird noch in Holland, Frankreich, Nord-Deutschland und in den nordischen Staaten getrunken.

Die Amerikaner (erzählt uns Krusenstern) Handeln jetzt vorzüglich nach Sina. Sie brauchen zu diesem Handel Schiffe, die viel kleiner als die Schiffe der übrigen nach Canton handelnden Nationen sind, es kommen aber dagegen über 40 bis 50 in einem Jahre dort an. Sie binden sich an keine Jahrszeit, und es vergeht im Jahre kein Monat, wo man nicht Amerikanische Schiffe in Canton ankommen, und von dort abgehen sieht. Die meisten kommen von der Nordwestküste von Amerika, und bringen Pelzwerk, eine Waare, welche zwar in neuern Zeiten sehr im Preise gefallen ist, die aber doch immer bei den Sinesen einen eben so gewissen Absatz findet, als Baumwolle, Sinn und Opium. Sehr viele Amerikaner kommen jedoch auch aus dem übrigen Amerika und Europa. Die Ladungen dieser lechteren bestehen aus baarem Gelde, und Europäischen, Amerikanischen und Ostindischen Produkten, als: franzbranntwein, Rum, Weine und Schiffsmaterialien, als: Theer, Masten, Eisen, Tauwerk u. s. w. Einige laufen in Batavia und dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein, und bringen ganze Schiffsladungen von Arak und Wein von dort, zum Gebrauche der in Canton liegenden europäischen Schiffe. Sie laden dagegen Nankin, Porzellan und Seide, vorzüglich aber Thee. Diesen Hauptgegenstand des Handels Sina. Da die Magazine der sinesischen Kaufleute, erzählt Krusenstern weiter, mit Thee zum Überfluß angefüllt sind, so verhandeln sie den Thee nicht nur zu einem billigen Preise, sondern nehmen auch die Waare des Verkäufers dagegen zu einem weit höhern Preise an.

Mankin und Seide sieht man in Canton nicht als Waare, sondern als baares Geld an, und für Geld kauft der Kaufmann nicht gern. Wenn nicht zu grohe Ursache zum Misstrauen da ist, so gibt der sinesische Kaufmann sogar gern eine Ladung Thee auf Credit, um ihn nur los zu werden. Aus diesem Grunde nehmen die Amerikaner diese Waare vorzüglich; den sie haben den Vortheil, daß sie ihre eingeführte Ladung besser verkaufen, und schneller abgefertigt werden, und das letztere ist in Canton besonders merkwürdig, da der dortige Aufenthalt mit großen Kosten verbunden ist, und die Gesundheit der Mannschaft während derselben sehr leidet.

In Amerika ist nach Krusenstern der Geschmack am Thee so allgemein verbreitet, wie in England; den die Amerikaner haben diesen Geschmack von den Engländern geerbt, und aus diesem Grunde ist die Consuption derselben sehr stark; die Kaufleute finden daher immer einen gewissen Absatz dieser Waare in Amerika.

Mit Ausnahme von einigen wenigen meiner Leute, sagt Krusenstern, hatte gern jeder seine Portion Branntwein hergegeben, und es war franz. Branntwein oder Arak, denn sie erhielten — um nur nicht seines Thees, den ich, wenn keine Ursache vorhanden war, das Wasser zu schonen, zweymal des Tages geben ließ, verlustig zu gehen. Wenn sie nur einmal des Tages Thee erhielten, habe ich sie oft Regenwasser zum Thee sammeln sehen, obgleich das auf den Schiffen gesammelte Regenwasser sehr stark nach Theer schmeckte. Es ist also nicht unwahrscheinlich daß der Gebrauch des Thees Eingang bey dem Volke in Russland finden, und den Branntwein zum Theil verdrängen würde. Auch Eitelkeit würde vielleicht etwas dazu beitragen, den Thee allgemein zu machen; denn ich glaube, daß der

gemeine Mann, wenn er nicht ganz verdorben ist, lieber zu Hause eine Tasse Thee trinkt, besonders wenn er einen guten Freund bewirthen will, als das er den Branntwein in einer Schenke sucht. Zum Gebrauch auf der Flotte und in den Hospitalern müßte der Thee vorzüglich empfohlen werden. Thee ist eines der besten antiseptischen Mittel und überhaupt ein sehr gutes Getränk, für die Kranken ist es ein so großes Labsal, daß man ihm auf dem Schiffe nicht leicht ein wohlthätiger geben kann, und die wohlfeilen Gattungen von Thee würden daher für Kränke die zweckmäßigen seyn.

Tafelluxus.

Man spricht in unseren Tagen viel vom herrschen den Tafelluxus und von der Frugalität alter Zeiten. Allein nicht zu gedenken der ungeheuren Pocale und Humyen unserer Väter, die eben keine gar besonderen Zeugen ihrer Mäßigkeit sind, und der Saufer, die sonst an Höfen, wie jetzt Virtuosen, herumreisten um sich mit Fürsten und Großen in Trinkwettkämpfe einzulassen; wie armselig ist gegen den Tafelluxus der Römer der unsrige! Gastgebothe die 100000 fl. kosteten, und kleine Soupes zu 20000 fl. waren bey ihnen Kleinigkeiten. Aber daß Caligula ein Gastmahl gab, das drittthalb Tonnen Goldes kostete; daß bey einem andern, von Nero veranstalteten, bloß für die mit Blumen gezierten und mit kostbaren Essenzen beträufelten Kränze eineonne Goldes ausgegeben wurde; daß Vitellius in wenig Monaten 22 Millionen verschmauste, und unter an-

dern eine Schüssel, die an 5000 fl. zu stehen kam, mit lauter Flamingozungen, Fasanenhirn u. d. versetzte; daß Heliogabal die Speisen mit Perlen und Juwelen bestreuen ließ, und durch Maschinen seine Gäste mit Bergen von Weilchen und Rosen von der Decke herab überschüttete, das waren doch wohl Tafelsfreuden, zu den sich in unsren Tagen, höchstens Ostindien ausgenommen, schwerlich Gegenstücke finden ließen, besonders wenn man auch die Pracht der römischen Tafelzimmer, die kostbaaren ganz goldenen Gefäße, und die sunnreichen Maschinen nicht vergießt, um im Winter durch Röhren warme Luft zu verbreiten, im Sommer einen kühlenden Staubregen wohlriechender Essenzen auf die Gäste zu trüpfeln, oder krystallhelle Bäche mit kostbaren Fischen durch die Zimmer strömen zu lassen, oder auch das Zimmer selbst, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich zu verwandeln. Wir können auch aus den mittleren Zeiten Beweise anführen, auf welche Ausschweifungen der Mensch in Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse gerathen sey, wie durch obrigkeitliche Befehle die Zahl der Gäste auf Hochzeiten von mehreren 1000 Personen auf ein Paarhundert und der Speisen gleichfalls auf 50 oder 100 herabgesetzt werden mußte, begnügen uns aber, nur aus neuern Zeiten noch eines wahrhaft colossalischen Trinkgelages zu gedenken. Wir meinen hier den Punsch, den Admiral Russel gab. Ein großes Gartenbassin wurde ausgemauert, mit Marmor belegt, und als Vole gebraucht. In diese kamen 2600 Citronen, 4 Tonnen Wasser, 1200 Flaschen Malaga, 600 Flaschen Rum, 600 Flaschen Lognacbranntwein, 600 Pf. Zucker, und 200 geraspelte Muskatennüsse. Sechstausend Gäste waren ge-

Laden, und saßen auf einen Amphitheater herum. Ein Schiffsjunge als Ganymed gekleidet, fuhr in einem niedlichen Mahagonykahne auf dem Punschsee und schenkte ein.

Abstand des Aufwands und der Sitte in Vergleichung unserer mit den vorigen Seiten.

Die höchst veränderte Lebensweise gibt zu angenehmen Vergleichungen des Aufwandes und der Sitte unserer und der vorigen Zeiten reichen Stoff. Welch ein Abstand des Aufwandes und der Sitten unserer Tage vor jenen Zeiten, da einem sächsischen Herzoge die Landstände die Bitte um ein neues Wamms zur Vermählungsfeierlichkeit seines Prinzen, mit dem Beysatz verweigerten: das alte könne gewendet werden; worunter, der gekränkte Fürst die Worte schrieb: Gott wirds richten! Wie Königlich geschmückt machten sich die französischen Könige, Heinrich II. und Karl VII. glauben, als jener bey der Vermählung seiner Schwester die ersten seidenen Strümpfe an hatte, dieser bey seinem Einzuge in Rouen den ersten Filzhut trug. Wie offen lehnte König Heinrich IV. von Frankreich eine Einladung mit den Worten ab: seine Gemahlin brauche heute seine Kutsche! Wie düftig fiel sonst das Licht durch kleine rupde Scheiben in Fürstenzimmer! Wie saß da alles auf Bänken um den hölzernen Tisch herum! Und wie verschieden sind die Begriffe der Schicklichkeit! Es fiel nicht im mindesten auf, wenn Lippold der jüdische Schatzmeister des Kurfürsten Joachim des Zweyten von Brandenburg für dessen natürliche Tochter (nach unserer Art zu sprechen) etwas in Rechnung brachte, und schlecht weg

setzte: fürs lokere Madl Magdalenchen; oder wenn Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz mit dem Bischof von Eichstädt Karten spielte, wobei ein Kreuzer auf die Karte gesetzt wurde, der Bischof aber dem Kurfürsten ein so hohes Spiel als Gewissenssache vorstellte, indem man auf solche Art — wohl einen Gulden verlieren könnte.

Etwas von den Patriotismus und von den Hochmuth einiger Spanier, — und noch etwas von den sittlichen Charakter der Spanierinnen.

Die so berühmte oft verspottete spanische Gravität ist eine Wirkung des den Spaniern eigenen Stolzes, der eine Tugend ist, so lange er in den Schranken der Mäßigung bleibt, und nicht in Hochmuth oder Übermuth ausartet, wie jedoch oft der Fall ist. Dieser Stolz äußert sich auch in der Sprache, sowohl im Sprechen als im Schreiben; denn der Spanier bedient sich gerne schwülstiger, hochtrabender Ausdrücke, die oft an Pralerey gränzen. Auch ist derselbe stolz auf sein Vaterland und hat daher einen glühenden Patriotismus *) und zuweilen eine bis ins Lächerlich gehenden Nationalstolz, wo-

*) Die von dieser Nation bey Eroberung ihrer Besitzung in Amerika und gegen die Franzosen in den Jahren 1808—1814 bewiesene Tapferkeit und ausdauernde Geduld ans Ehre und Vaterlands liebe, darf aber deshalb keineswegs außer Acht gesetzt werden.

von uns folgende Beyspielle einen kleinen Begriff geben könnten. „So behaupteten die älteren Spanier, Gott habe auf dem Berg Sinai mit dem Moses Spanisch gesprochen. — Ein spanisches Sprichwort sagt: „Wo Madrid sich zeigt, da muß die ganze Welt schweigen.“ Ein anderes: „Wenn man den Namen Spanier nennt, so zittern alle Nationen.“ — Folgende Anekdote glaube hier am rechten Platz anzuführen. „Dass ein Spanier bey Gelegenheit der Erklärung des Evangeliums von der Versuchung Christi durch den Teufel, fest behauptete, daß Christus, als ihm der Versucher die Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, gewiß nicht standhaft geblieben wäre, wenn er ihm auch Spanien gewiesen hätte.“

Eben so halten die Spanier auch sehr viel auf die Würde der Geburt: „Feder will adelich und edler? als der Andere seyn, so erkührte sich einst ein armer spanischer Edelmann von unbesleckten alten Adel seiner langen Titulatur in einem Borgkontrakte die Worte beyzufügen. „So gut adelich als der König und wohl noch etwas mehr.“ Als er darüber zur Rede gestellt wurde, so behauptete er Recht zu haben, weil er von alten spanischen Adel abstamme, der König aber nur von französischen; „in dieser Hinsicht wetteifern auch die Provinzen in Spanien miteinander, und der gemeinste Bürger will für mehr gelten als er ist. Wenn man eine Dienstleistung, eine Gefälligkeit von ihm verlangt, so darf man ihn nicht schlechtweg Herr (Senor) anreden, sondern man muß ihn Herr Ritter (Cavallero) betiteln; *) dann leistet er aber auch

*) Dieses könnte zwar mit der, bey uns sehr oft überflüssig angebrachten Titulatur (Hr. von) sündlich in Vergleich gestellt werden.

feden in seinen Kräften stehenden Dienst, denn man nur
immer von ihm fordert: — —

Um ferner meinen Lesern auch eine kleine Beleuchtung von den
schönen Geschlecht in Spanien zu geben, so füge ich ih-
nen folgende skizzierte Schilderung einiger Reisenden bey:

Die spanischen Frauenzimmer, hauptsächlich die aus den
höheren Klassen, sind sehr sinnlich, eitel, verliebt, kokett,
verführerisch, eigenständig, grillenhaft, zärtlich, dreist, freu-
muthig, und wollen immer geschmeichelt und Amüsirt seyn.
Sie besitzen viel Lebhaftigkeit, feinen Witz, frohe hei-
tere Laune, und die Kunst auf die angenehmste Art zu
Unterhalten; Neige genug, welche den Mangel ausge-
zeichneter Schönheit hinreichend ersehen. Ihr ganzes
Wesen ist erstaunt, gesetzt und dabei ungezwungen; ihr
Ton ungekünstelt, ihr Anstand sehr edel. Mit Arbeiten
beschäftigen sie sich nicht gerne; sie lassen sich lieber, wie ge-
sagt, von andern bedienen, bringen einen Theil des
Morgens im Bette zu, lassen sich am Fenster sehen, oder
belustigen sich mit Gesang, und vorzüglich mit Tanz,
den sie leidenschaftlich lieben. Überhaupt ist das Ver-
gnügen der Göze, dem sie am meisten huldigen: Doch
feinere Vergnügungen kennen sie wenig. Dabei sind sie
äußerst pußsüchtig, lieben die Pracht, überladen sich mit
Zuwelen wechseln oft die Kleidung, besonders die weiße
Wäsche, und sind bey Allen äußerst Launenhaft. — Sie
sind sehr zu Liebeshändeln geneigt, und zeigen in solchen
Fällen sehr viele Schlauheit. Der Liebhaber wird tyran-

nisirt, und muß sich in alle Launen seiner Gebietherin fügen; dabei hält sie aber ihr Stolz von niedrigen Handlungen ab, und bey all ihrer Verliebtheit sind sie doch weit weniger ausschweifend, als man denken sollte. — Die Weiber werden von den Männern mit außerster Nachsicht behandelt; überhaupt wird hier dem schönen Geschlechte außerordentlich viele Achtung und Ehrerbietung bewiesen; die Spanier treiben ihre Galanterie sehr weit. Einer Wöchnerin muß alles nachgesehen, jede ihrer Launen muß auf der Stelle befriedigt werden; alles muß sie haben, wornach ihr gelüstet. Eben so grillenhaft zeigen sie sich bey dem geringsten Anfalle von Kränklichkeit. Dabei muß man ihnen aber zur Ehre nachsagen, daß sie sehr viel zärtliche Sorgfalt für ihre Kinder haben, und überhaupt sehr empfindsam sind. — Ein Mann, der sein Weib schlägt, und wenn sie es hundertmal verdient hat, wird ohne Gnade ins Gefängniß geworfen. Überhaupt werden die Weiber immer sehr begünstigt, und genießen große Vorrechte. — — — Wird wohl diese Ansicht nicht in mancher holden Leserin den Wunsch rege machen, in Spanien leben zu können ???

Aberglauben und eigenes Verfahren bey Hochzeiten in Sibirien, nebst Burechtweisung der unrichtigen Begriffe, welche sich Viele von den Aufenthalt und der Behandlung der Verbannten machen.

Die Russen, die sich in Sibirien angestiedelt haben, überlassen sich eben so, wie die Eingebornen dieses Landes, allen Arten des Aberglaubens. Keine Hochzeit wird

begangen, ohne das ein Zauberer zugegen wäre, dessen Geschäft es ist, den bösen Zauber zu lösen, welchen andere Magier über das neue Eheband hätten verhängen können.

Nach der ehelichen Einsegnung und dem darauf folgenden Mahle führt man die Brautleute in ihr Zimmer. Der Zauberer macht verschiedene magische Operationen, während man die Braut, der Bräutigen aber sich selbst entkleidet. Sie behält nur einen Unterrock und ein Camisol, er aber zieht einen Schafrock an. In diesem zierlichen Negligee geben die Vermählten allen Anwesenden den Kuß des Friedens und zwar unter einer Umarmung auf dem Munde. Die Vermählten bleiben sodann mit einer Matrone allein.

Abbe Chappe beschreibt sehr umständlich die Feierlichkeiten, die am andern Tage statt haben, und deren vorzüglichster Zweck ist, die Beruhigung zu geben, daß die junge Gemahlin vor der Hochzeit die außerordentliche Freyheit, welche die Mädchen in diesem Lande genießen, nicht missbraucht hat. Wenn die Probe zur Zufriedenheit ausfiel, bekommt die Matrone eine Belohnung; wenn man aber im Gegenteil zu bemerken glaubt, daß die Wachsamkeit derselben getäuscht worden, so wird sie mit Schmach überhäuft, und man zwingt sie aus einem durchlöcherten Glase zu trinken. Dieser Reisende erzählt eine traurige Szene, deren Augenzeuge er war.

„Die sachkundigen Weiber waren kaum Megären gleich, aus dem Hochzeitsaal gekommen, als sie Verwirrung in die ganze Gesellschaft brachten. Die zwey ältesten und boshaftesten fielen über den Vater her, überschütteten ihn mit Beschimpfung und stießen ihm die Faust unter das Kinn. Der gute Mann stand wie ver-

nichtet mit verschrankten Armen da, und erbuldete alle Unbilden stillschweigend, während seine Frau, von anderen Verwandten des Bräutigams verfolgt, Ströme von Thränen vergoss, und laut jammerte. In geringer Entfernung war eine andre Furie, die in der einen Hand eine Flasche und in der andern ein durchlöchertes Glas hielt, ihre Augen sprühten Flammen, ihr Gesicht war blaß von Wuth; sie lief mit ausgestreckten Armen durch das Zimmer, und fragte jedermann um die Matrone, um sie zu zwingen, aus dem durchlöcherten Glase zu trinken, ja sie stieß und warf alles nieder, was ihr im Wege stand.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser grausame Gebrauch mit der Verfeinerung der Sitten, die eine nothwendige Folge der steten Erneuerung der Einwohner von Tobolsk ist, allmählich verschwindet.

Man macht sich in Europa gewöhnlich einen unrichtigen Begriff von den Verbannten nach Sibirien. Die Übelthäter, die man mit aufgeschlitzten Nasen dahin abführt, und die zu schweren Arbeiten verhalten werden, sind freylich sehr übel daran. Ganz anders aber verhält es sich mit den Staatsgefangenen und mit den großen Herren, über welche ein solche Verbannung verhängt wird.

Tobolsk, mit Verwiesenen aus den höchsten Ständen bevölkert, ist eine große und blühende Stadt geworden, die starken Handel treibt. Man findet dort Theater und sehr angenehme Gesellschaften. Die Einwohner sind ungeachtet ihrer weiten Entfernung von Moskau und Petersburg mit den schönen Künsten, so wie mit den des Luxus nicht unbekannt. Es gibt daselbst große Buchhand-

andlungen, maskirte Bälle und Hotelsgarnis, und man trinkt Franzwein, Porter und englisches Bier.

Wenn man Clarke Glauben beymessen will, so kann man versichern, daß viele die aus der Verbannung zurückberufen wurden, selbst wieder nach Tobolsk verlangt haben. Inzwischen darf man sich darüber nicht wundern, denn Tobolsk hat für die Russen viel Anziehendes. Nach Gmelin ist es der Tempel des Bacchus und der Sorglosigkeit. Die Lebensmittel sind so wohlfeil, daß man mit zehn Rubel ein Jahr lang leben kann. Über die Feste im Carneval und zu Ostern in Sibirien sagt Gmelin folgendes!

„Die angesehensten Personen besuchen einander, und geben sich wechselseitige Unterhaltungen. Das Volk ist wie närrisch, Tag und Nacht auf der Straße, unter beständigen Schreien und Lärmen. Man kann wegen Menge der Leute, Thiere und Schlitten auf den großen Straßen kaum fortkommen.“

Die Ostern wurden fröhlich hingebraucht, man empfing und machte Besuche. Das Volk unterhielt sich auf seine Weise, den größten Verkehr trieb es mit Freudenmädchen, die zu Tobolsk nicht selten sind. [Mir gends habe ich so viele Leute ohne Nasen gesehen, als hier.]^{11*)}

*.) Wenn meine Leser erwägen, daß fast den meisten Verbrechern bey Hinführung nach Sibirien in der dort strengen Kälte die Nasen aufgeschlitzt werden, um sie bey einem etwaigen entrinnen (was zwar durch die Wüstenneyen unmöglich schien) sogleich zu erkennen, so werden sie sich gewiß leicht den Nasendefekt, womit Gmelin seine Erzählung schließt, erklären können.

Notizen über Irland und die Irlander.

Irland ist uns weniger, als jedes europäische Land bekannt. Die direkte Verbindung mit demselben ist gering. Der Engländer, dem es so nahe liegt, verachtet es und seine Bewohner. Die Sprache, die Sitten derselben scheinen eben auch nicht sehr einladend, daselbst zu weilen und je mehr jetzt wieder der Geist der Gähzung in dieser von der Natur so begünstigten, von dem Schicksal aber so hart behandelten Insel herrscht; desto mehr muß man es bedauern, mit dem Charakter des Landes und seiner Bewohner so wenig vertraut zu seyn, desto vollkommener sind aber vielleicht auch darum manchen Leser die folgenden Beyträge dazu.

Der Iränder ist unterjocht, verschieden in Allem vom Engländer, der, als sein Sieger, ihn verachtet. Alle einfältigen Streiche sind in Irändischer Art, alle lustigen Anekdoten, Gaskonaden, Albernheiten spielen bey ihm in Irland. Ein Irish bull (irändischer Ochs) ist ihm das, was sonst den Franzosen ein boeuf allemand (deutscher Ochs) war. Ob er dazu Recht und Zug hat, wird vielleicht folgender Charakterzug entscheiden.

Der Iränder macht sich nämlich dadurch in der That lächerlich, daß er sein Land, und Volk für das erste, und älteste, in der ganzen Welt hält.

Die Prahlereyen, die Übertreibungen die er sich dagegen erlaubt, müssen ihm nothwendig lächerlich machen. Wenn ganz Europa willig die Phönizier als seine frü-

hesten Lehrer anerkennet: so machen nur die Irlander eine Ausnahme, und behaupten schon lange vor der assyrischen Monarchie alle Weisheit besessen, und sie den Phöniziern mitgetheilt zu haben, wodurch nun erst ganz Europa cultivirt worden wäre. Ihre Geschichtsschreiber nennen daher ihr Volk „die Väter der Wissenschaften.“ Ein Irlander kann sich nicht vorstellen, daß London größer und schöner seyn sollte, als sein Dublin, und wenn ein Spanier froh ist, nur seine Abkunft von einem acht christlichen Vater documentiren zu können, so ist es dem Irlander ein kleines, seinen Ursprung bis zu dem Stammvater Japhet hin aufzuführen.

Inzwischen so lächerlich und albern der Irlander in dieser Hinsicht erscheint, so achtungswert ist er doch auch im Gegentheil, wegen seiner Tapferkeit, seiner Vaterlandsliebe, seines Mutthes. Zehnmal geschlagen ist er doch nicht besiegt. Seit 300 Jahren von der Übermacht der Engländer unterjocht, wagt er es doch immer wieder aufs neue, sein Haupt zu erheben, und mit den Waffen „der Rebellion und Empörung“, wie es die Engländer nennen, die ersten Rechte der Menschen, Freyheit vor dem Geseze, und Freyheit des Glaubens, gleiche Rechte mit England, zu verlangen.

Ob sie nicht einmal dahin gelangen werden? Ob nicht einmal die Nemesis sich ihrer annehmen, ein Franz Paoli *) ihnen entstehen wird, wer viel dies bestimmt verneinen oder bejahen.

*) Der Besieger der Corsicaner.

Die Spiels- und Lotteriewuth kennt beym Irlander keine Gränzen. Unsere Lotterie-Collectanten sollten sich nicht wenig wundern, wenn sie die Büreaus ihrer Dubliner-Collegen sehen, wie dieselben mit den glänzendsten Meubeln, prachtvoll tapezirt, mit Kronleuchtern und Girandolen von Krystall des Abends, wie Geenschlösser illuminiert und in einer ungemeinen Menge erblickten und sie mit ihren armseligen Pulten verglichen. Und in diesen Pallästen der trügerischen Fortuna wimmelt es nun voll Menschen die kaum die Blöße bedecken können und Abends die sauer erworbenen Groschen ihres Tagwerks auf eine Anweisung des Glücks sezen. Schon in England richtet die Lotterie so manchen zu Grunde, aber in Irland ist es noch viel mehr der Fall. Je roher und unkultivirter der Mensch ist, desto heftiger sind auch meist seine Leidenschaften.

Irland ist ein sehr armes Land. Der Ackerbau ist noch wenig gehoben. Theils die Gewohnheit, theils die Beschaffenheit des Bodens, lässt diesen fast nur als Weideland benutzen, ob er schon auf diese Art, nächst der Waldung am wenigsten abwirft. So ist denn der irändische Bauer eben so arm, als roh. Er lebt in seiner Hütte, die weder Fenster noch Esse hat; und wo er in der Kälte vor Rauch erstickt. Kartoffeln sind fast seine einzige Nahrung. Das Vieh, das er mästet — Englands Flotten ziehen alles ihr Fleisch aus Irland — ist mit ihm unter einem Dache; er muss es verkaufen, die Steuer und Gaben zu erschwingen, und verhungert indem er es fett macht. Auf der niedrigsten Stufe der Cultur ist ihm sein Priester, sein Heiligenbild alles. Er stirbt wie er lebt in stumpfer Gleichgültigkeit. Seine Trägheit ist ohne Gränzen, und während der reiche vornehme Irlander

den Schweiß dieses Armen in England verpräßt, kostet
in ihm nur der Neid und Haß gegen seine Unterdrücker.
Irlands Volksmenge ist gegen 450000 Menschen. Diese
bestehen aus 45000 Protestantanten 90000 Dissenters
und 315000 Katholiken und den letzteren sieht man es
gleich in der Kleidung an, daß sie es sind, denn die wenigen
reichen Güterbesitzer abgerechnet, sind sie fast durch-
gängig wenig mehr als Bettler. Die Behauptung Coop-
pers, daß zwey Drittel der Bewohner Irlands Sklaven
des letzten Drittels sind, ist nicht übertrieben zu finden,
und er weiß die Palläste der Reichen in Dublin nicht
besser zu vergleichen, als mit Ägyptens Pyramiden, die
neben Lehmhütten stehen.

Der Weiberhandel in England.

Ländlich sittlich! Sagt das Sprichwort. In Orient
schließt man die Weiber von den gesellschaftlichen Leben
aus; in civilirten Europa läßt man sie den interessan-
testen Theil desselben bilden; in England kann es jedoch
geschehen, daß ein unartiger Mann aus dem Pöbel sein
unartiges Weib verhandelt. Zuverlässig etwas abscheuliches;
aber doch nicht so abscheulich, als wenn der Mann
sein Weib einen Tag um den andern blau und lahm prü-
geln darf. Das eine ist leider in England, das zweyte
auch außer England durch verjährte Gewohnheit sanctio-
niert. Die Londoner Abendzeitung von 27. July 1797
enthält folgendes: „Ein Mann, mit Namen Carpen-
ton, bot seine Frau im vorigen Montag auf dem Markte

von Smithfield zum Verkauf aus. Es fanden sich zwey Kauflustige ein, und sie wäre um den Preis von vier Guineen dem Einen zuerkannt worden, wenn der Mann, der durch diesen Preis erst auf die gute Seite seiner Frau aufmerksam gemacht wurde, nicht selbst überboten und sie behalten hätte." Eben so brachte im Jahre 1790. Hawkins seine Frau an einem Stricke um den Hals (was dabey nothwendige Sitte ist) auf den Markt, und verkaufte sie an einen Mann um drey Gulden. In Essex verkaufte ein Mann seine Frau mit ihren beyden Kindern um eine halbe Krone, wobei die Unglückliche am Stricke dreymal unter Musik um den Marktplatz geführt wurde. Zu Nottinghan verkaufte ein Mann seine Gattin drey Wochen nach der Hochzeit (!) um ungefähr 40 Kreuzer. Was wo möglich noch schändlicher ist, möchte der Umstand seyn, daß dann, wie für ein Thier, daß man zu Markte bringt, vier Pence Zoll gegeben werden müssen, und daß die Kirchenspielvorsteher zu Swadlincote den 12. Februar 1790 ine von ihrem Manne verlassene Frau um zwey Schillinge in Pardon verkauften und in den Zollbüchern den Werth des Strickes nicht vergassen. Archenholz erzählt von dem Weiberhandel in England folgendes:

„In England giebt es sonderbare Gesetze, davon einige obgleich in sehr geringer Anzahl noch den Stempel der Barbarey tragen. Hierunter gehört das Gesetz wodurch ein Ehemann berechtigt wird, seine Frau, jedoch mit ihrer Einstimmung, öffentlich zu verkaufen. Ich sahe eine so außerordentliche Szene in der Stadt Worcester: es war ein Taglöhner, der seine theure Hälfte, mit dem Strick um den Hals, so wie es das Gesetz verlangt, auf öffentlichem Markt, wie ein Stück Vieh, zum Verkauf führte. Ein Schuster, der Frau Liebha-

ber, fand sich abgeredtermäßen ein, und der Kauf wurde bald geschlossen. Der Preis war 5 Pfund Sterling.

Die Gesetze sind hier überhaupt dem schönen Geschlechte nicht günstig, allein dennoch regieren die Weiber in England vielleicht mehr, als in einem Lande in der Welt. Durch die Macht ihrer Reizungen besiegen sie Männer und Gesetze, ja sie wissen selbst die nachtheiligsten dieser Gesetze, zu ihrem Vortheile zu benutzen. Das Eigenthum der Frau gehört nach der Heurath ohne Einschränkung dem Manne, dagegen muß er aber auch für alle Schulden seiner Gattin haften, die es also in ihrer Gewalt hat, ihm böse Stunden zu machen. Ich habe eine Frau gekannt, die obgleich eine Ausländerin, dieses englische Gesetz auf die boshafteste Weise ausübte. Sie lebte mit ihrem Manne in einer unglücklichen Ehe, die durch die Dürftigkeit, woren sie sich beyde gefürzt hatten, noch quälender wurde. In dieser Lage machte die Frau Schulden, und ließ durch Anweisung so dann für eben diese Schulden den Mann in Verhaft nehmen, um ihn von sich zu entfernen. Noch trauriger aber ist es, wenn ein Ehemann gleich nach der Hochzeit für die alten Schulden seiner Lady eingesperrt wird, die er mit ihr zugleich geheurathet hat. Man sieht sich deshalb sehr vor, denn nicht selten nehmen Frauenzimmer blos deswegen Männer, weil sie sich vor Schulden nicht zu retten wissen. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß der Ehemann selbst aus dem Brautbett herausgeholt wird, und nach dem Gefängniß wandern muß.

Ein deutscher Jüngling hatte eine sonderbare Avantüre dieser Art. Eine Witwe von großen Vermögen, die nach dem Tode ihres Mannes nun dessen Schulden bezahlen sollte, die sehr beträchtlich waren, verschob die:

ses von einer Zeit zur andern, bis sie einen Verhaft befürchten mußte. In dieser Lage sieht sie zufälligerweise den vorerwähnten Deutschen, dessen Bildung ihr gefiel, dessen Aufzug aber auch das stiefmütterliche Glück anzeigen. Sie wagt es daher ihm ihren außerordentlichen Antrag zu thun. Dieses war, noch den nämlichen Tag ihre Hand, und mit derselben 1000 Pf. St. baar Geld anzunehmen, wobei sie ihm aber vorher sagte, daß er höchst wahrscheinlich in wenig Tagen wegen ihren Schulden arretirt werden würde. Dieses mußte er sich gefallen lassen; er sollte aber, so lang sein Gefängniß dauerte, jährlich 300 Pf. und nach der Loslassung noch 500 Pf. St. Reisegeld erhalten, um sich aus der Insel zu entfernen. Hiezu mußte er sich förmlich verbinden, und auf alle Ehemannsrechte Verzicht thun. Die Noth zwang ihn alles einzugehen. Da das Kopulirungsgesetz damahls noch nicht eingeschränkt war, so geschah die Trauung ohne Verzug, der Ehestandsritter erhielt die bestimmte Summe, wurde nach der King's Bench gebracht, lebte daselbst ruhig und bequem, kam nach zwey Jahren wieder frey, und kehrte mit einem gefüllten Beutel nach seinem Vaterlande zurück."

Auch die englischen und deutschen Zeitungen von Jahre 814, 815, und 816, schreiben noch von Verkauf der Weiber auf obige Art in erwähnten Jahren. Was kann nun aber der Grund einer so empörenden Sitte seyn? Ist's Brutalität und wildes Eigenthumsgefühl, das die Gesetze nicht zu hemmen wagen? Oder ist's Armut, die dazu nöthiget? Armut? — In einem Lande wo so unermessliche Stiftungen sind, wo eine Sängerin, Billington, jährlich weit über 5000 Gulden einnimmt, wo aber freylich auch während eines Mahls, das viele

Tausende kostete, weil man um Weihnachten 500 Pfirsichen, das Stück zu einem Dukaten aussetzt, ein Mann auf der Strasse Hunger stirbt, in dessen Magen man Heu findet! Gegenwärtig hat unstreitig die Armut und Noth in der niedern Volksclasse in England den höchsten Grad erreicht: allein der Ertrag des Weiberverkaufs bringt ja den Männern selten so viel ein, als die Kleider der verkausten Weiber werth sind.

Sonderbare Wettsucht der Britten.

Bekanntlich ist die Lust am Wetten eine Eigenheit des britischen National-Charakters, die häufig in Thörheit ausartet. Der Psycholog, der diese Sonderbarkeit näher nachforscht, wird darin leicht eine Ausschweifung des scharfsinnes jener Insulaner, und einen Hang entdecken, die Neize der Neugierde zu vervielfältigen und die Befriedigung derselben gleichsam zu anticipiren. Einst wurde in Gegenwart des Herrn v. Caraccioli das Leben gerühmt, das man in England führte. Er Antwortete: „Wie kann man ein Land lieben, wo über Alles gewettet wird? Stellen Sie sich vor, selbst über mein Leben wurde gewettet! Eines Tages ging mein Pferd mit mir durch. Sogleich riefen zwey Engländer: „Er wird den Hals brechen.“ „Er wird nicht den Hals brechen.“ „Fünfzig Guineen!“ „Es gilt.“ Mein Pferd kam an einen Schlagbaum; ich hoffte, die Zollbeamten sollten es aufhalten, aber keineswegs. Meine Engländer, die nachgelaufen waren, schrien: „Es gilt eine Wette!“ Mein Hut fiel von der einen Seite, meine Pe-

rücke von der andern und ich zur Erde, ohne zu wissen,
wer gewonnen oder verloren habe, denn ich wußte selbst
nicht recht, ob ich lebendig oder tod war." — Einst
war ein armer Teufel in die Themse gefallen, und such-
te sich mit Schimmen zu retten. Es war für und ge-
gen sein Leben gewettet worden. Man will ihm in einem
Kahn zu Hilfe eilen. „ Zurück! nicht weiter! " rufen die
Interessenten entgegen, weil die Interessenten für die-
sen Fall der Rettung nicht mit einbedungen hatten, und
jene behaupteten: der ins Wassergefallene müsse sich selbst
retten sonst sey die Wette verloren.

Selbstgefühl eines britischen Matrosen.

Ein Matrose war zu London in der Dämmerung
nach einem entfernten Stadt - Viertel gegangen; da fiel
ihm ein Räuber an, und forderte entweder die Börse oder
das Leben. Der handfeste Seemann hatte entweder das
eine noch das andere herzugeben Lust; er packte den Räuber
beym Kragen, that ihm aber kein Leid, sondern führte
ihn zum Friedensrichter. Dieser, nachdem er die Klage
des Matrosen vernommen, erklärte ihm, er müsse, nach
den englischen Gesetzen, schwören, daß ihm der Räuber
eine tödliche Furcht eingejagt habe, sonst könne er ihn
nicht ins gefängniß schicken. „ In eine tödliche Furcht? " rief entrüstet der Matrose; „ Gottdamm, wenn das wahr
ist; kein Mensch auf Erden kann sich rühmen, mich in
Furcht versetzt zu haben, und ehe ich das eingesteh'e, so
laßt ihn lieber los, denn eine solche Lüge kann ich nicht
beschwören. "

Liebhaberey der Portugiesen zum Tabackschnupfen.

Die Portugiesen sind außerordentliche Liebhaber zum Tabackschnupfen; Alles schnupft, und der Portugiese kann beynahe eher Alles andere entbehren, als den Schnupftaback, so weit geht die Leidenschaft für denselben. — Link erzählt, *) daß ihm einst auf einer portugiesischen Excursion in der Nähe von Lissabon, eine wohlgekleidete Frau begegnet sey, welche ihm um eine Priesse Taback ansprach, weil sie ihre Dose verloren; da er ihr aber erklären mußte, er führe keinen Taback bey sich, so sagte sie mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzens: „Ich bin in Verzweiflung! — Auch wird das, was man bey uns ein Drinkgeld nennt, in Portugal Schnupftabacksgeld genannt. Darum ließ auch König Alfons IV. nach der Schlacht bey Ameixial, jeden der Englischen Soldaten, die so tapfer für ihn gefochten hatten, zur Belohnung zwey Pfund Schnupftaback anbieten.

*) In seiner Reise 1, B. S. 219.

Spiele, Theater, Feuerwerke und andere Lustbarkeiten der Chinesen, nebst Darstellung des (über das ganze ungestreute Reich sich erstreckenden) merkwürdigen Laternenfestes.

Dass bey einer so ceremonienreichen Nation, wie die chinesische ist, auch allerhand Feste eingeführt sind, lässt sich leicht denken. Aber unter allen sind vorzüglich zwey sehr allgemeine und sehr ansehnliche vorhanden, nähmlich das Neujarsfest und das Laternenfest.

Das Neujarsfest fängt mit dem Ausgang des Jahres an, und erstreckt sich bis tief in den ersten Monath des neuen Jahres hinein. Dieses ist die eigentliche Zeit, in welcher die Chineser, diese fleissige und geschäftige Nation, müsig sind. Alle Geschäften haben alsdann ein Ende; die Gewölber und Kramläden der Städte sind verschlossen; die Posten werden aufgehalten, die Gerichtsfäle im ganzen Reich sind gesperrt. Dieses nennt man die Zeit der Verwahrung der Siegel, indem wirklich derselbige Kästen, in welchein die Siegel der Triebunale verwahrt werden, mit vielen Ceremonien geschlossen wird.

Diese Zeit der Muse dauert beynaha ein ganzes Monath, und ist dem allgemeinen Vergnügen gewidmet. Man unterhält sich mit Spielen, Comödien und anderen Lustbarkeiten; Jedermann legt sein bestes Kleid an; und Puzt sich aufs möglichste. Man stattet Besuche ab, man wünscht sich Glück, man macht sich Geschenke. Das ganze chinesische Reich ist alsdann in Bewegung, und überall geht es fröhlich und lustig zu. Es sieht damals in

China ungefähr so aus, wie in Europa zur Zeit des neuen Jahrs und der Fastnacht. In diese Zeit fällt auch das Laternenfest, welches wegen seiner Sonderbarkeit eine nähere Beschreibung verdient.

Das Laternenfest wird eigentlich den fünfzehnten Tag im ersten Monat des Jahres gefeiert, dauert aber einige Tage. Es besteht in einer allgemeinen Beleuchtung, die nach chinesischer Art durch Laternen veranstaltet wird. Es erstreckt sich sowohl über die Städte, als über die Dörfer des ganzen ungeheuren Reiches. Kein Haus ist so armselig, wo nicht im Hofe oder an den Fenstern Laternen aufgestellt wären. Die Armen thun was sie können, und die Reichen suchen einander durch prächtige Beleuchtungen zu übertreffen. Besonders zeichnen sich hierin die großen Mandarins und die Stadthalter aus, und der Kaiser selbst verwendet auf die Beleuchtung seiner zahlreichen Schlösser große Summen. In den Städten sind wieder die sonstige Gewohnheit in China die Thore in diesen beleuchteten Nächten unverschlossen. Selbst die Gerichtshöfe werden geöffnet und der Zutritt in die Säle derselben jedermann gestattet, welche von den Mandarinen auf das prächtigste ausgeschmückt werden.

Diese Herrlichkeiten sieht man nicht allein in Städten, Flecken und Häusern auf dem Lande, sondern in allen Seeküsten, an allen Flüssen und Kanälen, wo die beleuchteten Ufer und die unzähligen, mit Laternen bestckten Schiffe einen prächtigen Anblick gewähren. Wenn man im Stande wäre, von einer gewissen Höhe China zu übersehen, so würde man glauben, das ganze Reich stände in Flammen, und man würde die größte

Illumination erblicken, welche semals auf dem Erdboden ist veranstaltet worden.

Die Laternen, deren man sich bey dieser Gelegenheit bedient, sind sehr groß, einige derselben bestehen aus 5 bis 6 Flügeln, deren Rahmen mit Firniß überzogen und vergoldet sind. Ein jeder Flügel ist mit sehr feinen durchsichtigen Seidenzeug überzogen, und mit Blumen, Bäumen, Thieren und allerhand menschlichen Figuren bemahlet. Verschiedene von diesen Laternen sind rund, und von einem hellen durchsichtigen Horn gemacht, das mit blauer Farbe überstrichen und ungemein schön anzusehen ist. In die großen Laternen werden viele Lampen und verschiedene Wachslichter gesetzt, um die künstlich angebrachten Figuren recht zu beleuchten. Der Knopf dieser Maschinen ist mit manigfaltigen Schnitzwerk geziert, an dessen Spiken und Winkeln seidene Bänder von verschiedenen Farben angeknüpft sind.

Vesonderes Vergnügen machen den Zuschauern, welche große Liebhaber von dergleichen Spektakelwerk sind, diejenigen Laternen an welchen bewegliche Figuren vorkommen. Man erblickt da Pferde in vollen Galopp, Schiffe, die hin und her getrieben werden, marschierende Kriegshere, Tänze und andere dergleichen Dinge. Manchmal treten auf diese Weise mancherley Figuren auf, welche das Publikum durch possierliche Bewegungen belustigen. Alle diese Figuren werden von versteckten Personen in Bewegung gesetzt. Man kennt diese Art von Belustigung in Europa unter denn Namen chinesischer Schattenspiele.

Eine andere Unterhaltung macht man sich dadurch, daß große Drachen von mehrern Personen in den Straßen herum getragen werden. Diese künstlichen Ungeheuer sind oft 60 bis 80 Fuß lang, und vom Kopfe bis zum

Schweif mit einer Menge Lichtern besetzt. Im Fortschreiten geben sie diesen Drachen Wendungen, wie die natürlichen Schlangen gewöhnlich im Fortkriechen zu machen pflegen.

Unter allen Gegenständen, die das Laternenfest verherrlichen, ist nichts prächtiger, als die Kunstfeuer, welche auf den vornehmsten Plätzen großer Städte abgesbrannt werden. Die Chineser thun sich überhaupt auf ihre Feuerwerke viel zu gut, und glauben hierin so wie in andern Dingen alle andere Nationen zu übertreffen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie diese Kunst viel länger als die Europäer treiben. Die ältern Missionarier, welche China besuchten, führen verschiedenes über diesen Gegenstand an, und geben uns besonders von einem Kunstfeuer Nachricht, welches der Kaiser Gang hi zum Vergnügen seines Hofes abbrennen ließ, wobei sie Augenzeugen waren.

Dieses Kunstfeuer fieng mit sehr großen Cylindern an, die in die Erde gepflanzt waren, woraus auf eine Höhe von 12 Schuhen Feuerstrahlen emporstiegen, und wie ein feueriger Regen wieder herunter fielen. Dann kam ein großer künstlicher Kasten zum Vorschein, der durch Stricken in die Höhe gewunden wurde. Aus diesem fiel, begleitet von einem starken Feuerregen, eine Menge Laternen heraus, die mit großen Charakteren beschrieben waren, und insgesamt in einem Schwefelfeuer brannten. Zuletzt zündete der Kaiser mit eigener Hand das Hauptfeuerwerk an, worauf sich die ganze Korazion, die 80 Fuß lang, und 40 bis 50 Fuß hoch war, plötzlich in Feuer setzte. Besonders zeichneten sich dabei künstliche Weingländer aus, woran die rothen und blauen Weintrauben, die grünen Blätter, die na-

türliche Farbe des Weinstockes sehr täuschend nachgemacht waren. Als das Feuer gewisse Stangen und papierne Figuren ergrief welch von allen Seiten herumgeplanzt waren, so sahe man eine außerordentliche Menge Schwärmer, Laternen, Hängeluchtern und dergleichen in der Luft durcheinander fahren, die die ganze Luft weit und breit erhellten. Das ganze Schauspiel dauerte ungefähr eine halbe Stunde.

Ehe wir diese Materie verlassen, wollen wir noch diejenigen Schauspiele anführen, welche der Kaiser kien lang mehrere Tage hintereinander in Gegenwart des Englischen Gesandten Lord Macardney aufführen ließ. Schon die Menge der Zuschauer machte ein großes Schauspiel, dennoch mangelte ihm der vorzügliche Glanz und die belebende Heiterkeit, welchen den Versammlungen der Geschlechter eigen sind. Die Vorstellungen waren ganz in chinesischen Geschmack, und bestanden in allerley Übungen im Balanciren, Seiltanzen und Luftspringen, die so vortrefflich waren, daß sie selbst dessen Vergnügen gewährten, die dergleichen häufig zuvor gesehen hatten. Nach diesen ließen sich Ringer und Kämpfer sehen, die ungeachtet ihrer langen weiten Kleidern und ungeschickten Stifeln viel Geschicklichkeit zeigten.

Verschiedene Gruppen von den Bewohnern der verschiedenen besondern Districten des weitläufigen chinesischen Reiches, jede in ihren eigenthümlichen Costum, führten einige Balletts und sehr angenehme Tänze auf. Man hörte auch einige Vokal- und viel Instrumentalmusik. Die Musiker spielten mehrentheils langsam klingende Melodien, beynahe wie die in den schottischen Hochlanden, die sie sehr taktmäßig ausführten.

Nach

Nach der Musik erschienen mehrere hundert Personen, in einer olivenfarbigen Uniform gekleidet, welche bey der Erleuchtung einer Menge bunten durchsichtigen Laternen pantomische Tänze zum Lobe des Kaisers aufführten. Bey Nachts hätten sich diese Ballets ohne Zweifel weit besser ausgenommen, weil aber der Kaiser gewohnt war, immer vor Sonnenaufgang aufzustehen, und sich vor dem Untergang derselben wieder wegzuzeigen, so mußten alle diese Spektakel bey Tage vorgestellt werden.

Auf die Ballete folgten Feuerwerke, welche selbst beym Tageslicht große Wirkung thaten. Einige Stücke derselben waren den Engländern ganz neu. So wurde zum Beispiel ein großer Kasten bis zu einer beträchtlichen Höhe gebracht, wo, wie von ungefähr, der Boden herausfiel, und mit ihm eine Menge papierne Laternen, die anfangs flach zusammen gelegt erschienen, sich in der Folge aber auseinander wickelten; und so wie jede Laterne eine regelmäßige Gestalt annahm, entzündete sich plötzlich innerhalb derselben eine schöne helle Flamme, von farbigem Feuer ohne daß man begreifen konnte, wie das Licht ohne alle äußere Hülse anbrannte. Diese Auseinanderwickelungen wurden verschiedenemahl mit veränderten Figuren und Farben wiederholt. Über den großen Kasten erschienen auch mehrere kleinere, welche sich auf ähnliche Art öffneten, und ein netzförmiges Gewebe von Feuer herunter ließen, welche verschiedene Abtheilungen von veränderter Gestalt hatten, die wie hellpoliertes Kupfer glänzten, und bey jeder Bewegung des Windes wie Blitze leuchteten. Das Ganze endigte sich mit einem künstlichen Vulkane in einem sehr großen Styl.

Alle diese Schauspiele wurden auf einem großen grünen Platze, vor einem großen Zelte, worin sich der Kaiser befand, gegeben. Man zog sie damals den sonst bey den Chinesern sehr beliebten dramatischen Vorstellungen vor, weil der Gesandte und viele andere damals anwesenden Fremde die Chinesische Sprache nicht verstanden. Nachher wurde eine außerlesene Gesellschaft, unter denen sich der Gesandte und die vornehmsten Personen seines Gefolges befanden, zu einer Pantomime in dem Schauspielhause der Damen des Palastes eingeladen, welches an der Grenze ihres Privatgarten, und des Kaisers Lustgarten lag. Es war ein kleines, schönes Gebäude von mehreren Stockwerken. Drey offene Theater oder Bühnen befanden sich in denselben übereinander. Der niedrigsten Bühne gegenüber waren Logen für Gäste, und über denselben mit Gittern versehenen Gallerien für Damen, die, ohne gesehen zu werden, alles was auf dem Theater vorging wahrnehmen konnten. Anstatt in menschlicher Gestalt zu erscheinen, nahmen die Schauspieler die Form anderer belebten Wesen, wie auch lebloser Produkte des Landes und Meeres an. Sie nahmen alle drey Bühnen ein, und stellten etwas vor, welches eine Vermählung des Landes mit dem Meere zu seyn schien. Diese Pantomime hatte verschiedene Akte, und dauerte einen großen Theil des Nachmittags.

Was übrigens die dramatischen Vorstellungen der Chineser anbetrifft, so sind dieselben nach Art der Europäischen Theaterstücke in Lust- und Trauerspiele eingeteilt. Die Schauspieler, welche die Lustspiele aufführen, bestehen aus einer Anzahl Comödianten, wo von ein jeder seine eigene charakteristische Rolle hat, ungefähr so, wie es bey den italienischen Possenspielen noch

gegenwärtig zugeht, oder wie es damals auf dem deutschen Theatern aussah, als noch weiland Hanswurst und Consorten ihr Wesen trieben.

Die Trauerspiele sind nach unserer Art in Akte, die sie Thee nennen, und diese wieder in Auftritte eingeteilt. Sie beobachten dabei keine von unsren beliebten Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, aber dafür suchen sie ihren Landsleuten zu gefallen, sie zu rühren, und ihnen dadurch sowohl die Liebe zu der Tugend als den Abscheu gegen das Laster einzuföhren. Es ist unter andern ein großes Werk vorhanden, welches aus einer Sammlung von hundert der auserlesnensten Stücke besteht, welche unter der Dynastie Yuen im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verfertigt wurde. Darunter ist ein Stück unter dem Titel: der junge Weise aus dem Hause Thao welches auch den Europäern bekannt wurde. Es ward nicht allein übersetzt, sondern auch unter verändeter Gestalt bey mehrern Nationen auf die Bühne gebracht.

Die Chineser haben auch in ihren Schauspielen Gesänge mit eingemischt, und es ist nichts ungewöhnliches daß eine Prinzessinn in dem Augenblicke, da sie im Begriff ist, sich den Dolch der Verzweiflung in die Brust zu stossen, noch vorher die Zuhörer mit einer Arie begeistigt. Daß es ihnen nicht an Balletten fehlt, haben wir aus den vorhergehenden gesehen. Sie besitzen also alle die dramatische Herrlichkeiten wodurch sich Europa von den übrigen Welttheilen so sehr auszeichnet, und wahrscheinlich hatten sie schon lange vorher ihr Theater, ehe noch Thespis seine Possen in Griechenland auf Karren herumschleppte, und ehe die übrigen europäischen Nationen sich von dergleichen Spielen der Phantasie und

des menschlichen Wizes einen Begriff zu machen im
Stande waren.

Sinnreiches Verfahren der Selavenhändler bey dem Trans-
port der Selavenschaaren aus dem Innern von Afrika
bis zu den europäischen Comptoirs.

Jene Kaufleute, welche den Selavenhandel im Gro-
ßen treiben, haben eine sehr sinnreiche Art, die vielen
Selavenschaaren bis zu den europäischen Comptoirs zu
bringen, ohne einen Aufstand oder Entlaufen fürchten
zu dürfen. Sie nehmen ein Scheit Holz, fünf bis sechs
Schuh lang, und schneiden es an dem einen Ende ga-
belförmig aus, so daß der Hals des Selaven in die
Spalte paßt. Die beyden Zirken der Gabel sind vorne
durchbohrt, damit ein Nagel kann durchgeschoben werden,
der an der einen Seite durch seinen Kopf festgehalten
wird, an der andern aber ein Loch hat, durch welches
ein Eisen gesteckt und stark gebogen wird, daß der Selav-
e, dessen Hals zwischen der Spalte und dem Nagel
eingeengt ist, vor sich noch das vier und mehr Schuh
lange Scheitholz hängen hat, wodurch er sich außer Stan-
de sieht, allein vorzuschreiten.

Sobald dahero alle Selaven auf diese Weise einge-
schlossen sind, und in Marsch gesetzt werden sollen, stellt
man sie in eine Reihe. Einer der Kaufleute tritt an die
Spitze, nimmt den Griff der Gabel des vordersten Selav-
en auf die Schulter, und jeder Selave muß ein Gle-
isches mit dem Scheite seines Hintermannes thun. Das-

durch fühlt jeder seinen Hals von der Last in so weit erleichtert, daß er in der Reihe marschiren kann. Einige Aufseher (Slateen) gehen an der Seite der Caravane, und sehen darauf, daß alle Slaven gleichen Schritt halten. Will man, daß die ganze Kette Slaven stehen bleibt, so läßt der Kaufmann, der an der Spize geht, das Scheit von der Schulter fallen, durch die Last dieser Maße wird der Hals des Slaven so eingepreßt, daß er, und mit ihm die ganze Caravane Halt machen muß. Während der ganzen Reise wird das Scheit vom Halse des Slaven nie abgenommen, und beym Halten oder Aufbrechen sehen die Kaufleute fleißig nach, ob das Gesperre noch im guten Stande ist. Auf diese Weise können fünf bis sechs bewaffnete Kaufleute eine ganze Slavenkette von fünfzig und mehr Individuen ohne alle Besorgniß aus dem Innern zu den europäischen Comptoirs bringen. Die Kaufleute machen alle Abende mit der Caravane in Dörfern Halt, entrichten den Fürsten für Durchzug und Aufenthalt eine Abgabe, und nähren die Slaven ziemlich gut, die während des ganzen Weges fast ganz nackt sind.

Russisches Volksfest.

Es ist Sitte in Russland, daß bey feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey Friedensschlüssen, Krönungen, Vermählungen, der kaiserliche Hof von Petersburg ein Fest gibt. Ein solches hatte auch bey dem Friedenschluß mit Schweden im Jahre 1790 Statt, vor dem kaiserlichen Winter-Palais waren nemlich, in Form von

Pyramiden, zwey zu Ellen hohe Gerüste erbaut, deren ringsherum laufende Stufen mit Speisen und Backwerk aller Art besetzt waren. Oben auf jeder stand ein ganzer gebratteter Ochse, wovon der eine vergoldete, der andre ver Silberne Hörner hatte. Die ganzen Pyramiden, waren mit rosenfarbigen Tafft überzogen, und nur die Hörner, auf deren Erlangung Preise gesetzt waren, schauten hervor. Auf ein durch einen Kanonnenschuß gegebenes Zeichen, strömte das Volk herzu; stückweise eroberte man den Tafft, die Speisen flogen nach allen Seiten zu, und eine Schaar muthiger Ruderknechte erbeitete die goldenen Hörner, und dadurch einen Preis von 100 Rubeln. — Als die Pyramiden geleert waren, fingen nicht weit davon Fontainen von rothen und weißen Weine an zu springen. In großen Haufen strömte nun das Volk dahin, und in Hütten wurde das kostliche Getränk aufgefangen, und den Nachbarn weiter gereicht. Einige gemeine Russen kletterten sogar auf den Springbrunnen selbst, um den ganzen Weinstrahl aufzufangen; doch eine wohl angebrachte Wasserspritzé fühlte den zu kühnen Trinker ab, und wies ihn in seine Schranken zurück.

Die Jagd des Turpan bey der Stadt Ochozk.

In der Nähe der Stadt Ochozk, in der irkutskischen Statthalterschaft in Sibirien, wo der Ochotsch fluß in das ochozkiche Meer fällt, findet eine sonderbare Art von wilder Entenjagd statt, der Vogel welcher den Gegenstand dieser Ergötzlichkeit abgibt, heißt Turpan, und hat die Größe einer gemeinen Ente. Sein Hals ist kurz,

der Schnabel schwarz, kurz und schmal, an den Nasenlöchern befindet sich ein Knorpelartiger Knopf. Die Federn sind schwarz, und dunkelgrau gefleckt. Der Turpan verliert bey Mäusern alle seine Schwungfedern, und wird daher, wenn er zu dieser Zeit in seichtes Wasser getrieben wird, ohne mühe gefangen, weil er weder fliegen, noch untertauchen kann. Das Fleisch des Thieres ist fischartig, aber nicht unangenehm, und gewährt dem Armen ein gutes Nahrungsmittel. Man salzt es auch ein, räuchert es, und genießt es, als ein tonisches Mittel, um den Appetit zu schärfen, vor Tische zu einem Glase Brannwein.

Die Jagd des Vogels selbst pflegt auf folgende Art vor sich zu gehen. Die Erlaubniß hiezu muß von dem Kommandanten eigens erbeten werden, daher sich auch die Russen, Jakuten und Lamuken, wenn sie auf schönes Wetter hoffen, in dieser Absicht zu selbem verfügen. Daß dieses Gesuch statt finde, wird öffentlich bekannt gemacht, bey eintretender Fluth aber, kehrt alles wieder zurück. Bey so kleinen Kanots rudern sodann am frühesten Morgen, gegen drey oder vier Uhr in die See hinaus, und treiben, wenn sie nachmittags mit der Fluth zurückkehren, einen ungeheuren Haufen Geenten, hier Turpans genannt, vor sich her, in die Bay. Mehr als 200, in einen halben Mond gereihete Kanots, umringen, dann den Entenschwarm, welcher bey Gelegenheit der eintretenden Ebbe, im sechs Zoll hohen Wasser, eben so, wie die Kanots auf dem Grunde sitzen bleibt. Nun gibt der Polizeymeister, das Signal zum allgemeinen Angriffe, und Augenblicklich erfolgen die seltsamsten, und zum Theil äußerst komischen Scenen: Weiber, Kinder, Männer, alles stürzt auf die geängstigten Enten los.

Ein Theil sucht sie mit Schlingen und Netzen zu fangen, während ein anderer mit Prügeln unbarmherzig auf die Köpfe der Turpans losschlägt. Alles rast in buntesten Gewühle durcheinander. Mancher der eine Ente treffen will, versetzt seinem Mitjäger einen unbarmherzigen Hieb, auf die, zum nämlichen Zwecke ausgestreckten Hand. Man schimpft, schreit, laucht, besonders zeichnen sich die, bey solchen Jagden weit geschickteren, und auf selbe im höchsten Grade erpichten Weiber, durch die lauten Ausbrüche ihrer Freude oder ihres Verdrusses aus.

Das Ganze biehet das Ansehen eines äußerst verwirten Schlachtfeldes dar, wo alles im höchsten Gemenge begriffen ist, und alle möglichen Wechsel und Zufälle unter immer veränderten Gestalten statt finden. In diese manigfaltigen Laute der Jäger und das von allen Seiten wiederhallende Lärmen der Menge, mischt sich das Klagegeshrey der verfolgten Turpans, und das Gestöse, welches viele tausend, über den Enten nach allen Richtungen hin und herschwärzenden Möven verursachen. Diese Jagd ist so ergiebig, daß bey jener, die im Jahre 1786. vor dem, zu einem asiatisch-amerikanischen Entdeckungsreise beorderten Kapitain Billing, abgehalten ward, 6500 solcher Vögel gefangen wurden.

Die wandernden Krabben,

Unter den vielen Krebsen und Krabben Westindiens ist die Wanderkrabbe (Turlurux) besonders merkwürdig. Ihre Größe ist, so wie ihre Farbe verschieden. Die größten halten 6 Zoll, und es gibt geslekte, rothe und

schwarzliche. Die ganze Lebensart dieser Thiere ist höchst sonderbar. Die Erwachsenen bewohnen das Land, besonders die Gebirge. Hier graben sie sich Höllen in die Erde, oder wählen auch hohle Baumwurzeln oder Felsenrinnen zu ihren Wohnungen. Ihre Nahrung besteht aus Kräuterwerk und Erdfrüchten, sie bedürfen also in dieser Rücksicht des Meeres nicht. Nur allein um ihre Brut dort abzulegen, stellen sie ihre Wanderung dorthin an. Millionen von Krabben kommen in den Monaten April und May aus ihren verborgenen Wohnungen hervor. Daß Erdreich ist dann dermaßen von ihnen bedeckt, daß man kaum gehen kann, ohne einige zu zertragen. Bey ihren Zügen beobachten sie die größte Regelmäßigkeit. Diese bestehen nämlich in Colonnen von 50 Schritt breit und drey Englische Meilen lang. Die kühnsten Männer bilden die erste Linie und Marschieren als Pionire voraus, hierauf folgen die Weibchen, und zwar so gedrängt neben einander, daß sie den Boden völlig bedecken. Das Rasseln dieser gepanzerten Armee ist besonders zu Nachts, da sie am liebsten Marschieren, sehr laut und hindert den Schlaf. Am Tage, vorzüglich bey Sonnenschein machen sie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt.

Bewunderungswürdig ist hiebei ihr geometrisches Talent, genau den geraden, kürzesten Weg zum Meere zu wählen. Nichts lenkt sie von ihrer Richtung ab. Und jedes Hinderniß wird auf das sonderbarste von ihnen überwältigt. Treffen sie auf Gebäude, auf eine Kirche, oder auf ein Haus, so suchen sie diese zu erklimmen, und setzen sodann genau in der vorigen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Man hat gesehen, wie sie zu Nachts in die Fenster gestiegen, die schlafenden in den Betten

überrascht, und erschreckt haben, und auf der andern Seite wieder hinausgestiegen sind, um ihre Marschrouten zu verfolgen. Stelle sich ihnen ein Mensch entgegen, dann heben sie ihre Scheren drohend in die Höhe, schlagen sie mit vielen Geräusch aneinander und kneipen sehr schmerhaft. Nur wenn sie zu heftig geschrackt werden, oder beym Streiten den Füzern ziehen, weichen sie, wie in die Flucht geschlagen zurück, und retten sich auf die eilige und unordentliche Weise ins Land. Auf ihren Marsche richten sie in den Gärten vielen Schaden an, sowohl durch das Abfressen und Abkneipen der Gewächse, als durch das dabei zerdrückte Kraut.

Endlich gelangen sie nach ihren gefahrsvollen Zügen und nach dem Verluste vieler Mannschaft zum Meere, und nun bereiten sie sich zum Fortpflanzungsgeschäfte. Die Weibchen gehen nähmlich dichte an das Ufer, oder vielmehr sie treten an dessen äußerste Seekante, denn sie scheuen übrigens das Meerwasser. Hier lassen sie die Wellen zu mehrerenmahlen über sich hingehen. Wahrscheinlich wird hiervon das Neisen der Eyer nur befördert; denn einigen, indeß nicht sehr wahrscheinlichen Nachrichten zu Folge werden die Eyer nicht wie bey den Krebsen unter dem Schwanz ausgebrütet, und die Weibchen gehen daher nachher nochmals zur Seeküste, und werken die Eyerbüscheln, oft von der Größe eines Hühnereyes, in das Meer. Hier werden sie im Sande des Meeres und durch die Sonne ausgebrütet. Ob nun gleich gerade um diese Zeit ebenfalls durch den Instinkt getrieben, eine Menge Fische sich daselbst einfinden, um an den Krebseyern ein reiches Mahl zu halten, so kommen den noch bald darauf Millionen kleiner Krabben, von der Größe eines kleinen Pfennings zum Vorschein.

Diese verlassen indessen segleich das Element, welches sie ausbrütete, und nehmen langsam ihren Zug vor ins Binnenland.

Außerordentliche Fruchtbarkeit des Kaps der guten Hoffnung
in Afrika.

Selten, aber doch hat sich der Fall in den nördlichen Colonien des Kaps der guten Hoffnung, in tiefern guten Boden und bey rechter Zeit eingetroffenem Regenwetter ereignet (wie Dr. Lichtenstein, jetzt Professor auf der Berliner Universität, der das Vorgebirge der guten Hoffnung bereiste, erzählt), daß der Roggen 70 fältig, der Weizen 70 bis 80 fältig, und die Gerste 90 bis 100 fältig wucherte.

Der tönende Berg El-Nakus in Arabien.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten, welche der berühmte deutsche Reisende Seehan in Arabien fand, ist wohl die vorzüglichste der tönende Berg El-Nakus bey dem Dorfe Tur. Noch hatte ihn kein europäischer Reisender besucht. Syrien und Arabien erzählen viel Märchenhaftes von ihm, wie ein Griechisches Kloster darunter liege, mit Gärten und Brunnen, und besonders alle Sonnabende Nachmittags der Nakus (ein Brett statt der

Glocke) geschlagen werde. Secken besuchte den Berg, der ganz aus nackten Sandstein besteht. An einer Felswand waren viele griechische und arabische Namen, einige sogar mit kufischen Schriftzeichen, ein Beweis, daß dieser Berg wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten besucht ist. Nur ein Theil dieses Sandgebirges heißt El-Makus. Am Fuße des Gebirges ist ein senkrecht abgesonderter Felsen; auf beyden Seiten desselben bildet der Berg zwey so stark geneigte Flächen, daß der darauf liegende lose weise Sand bey der mindesten Berührung, oder auch nur, wenn ihn die brennenden Sonnenstrahlen ganz austrocknen, niederrieselt, anderthalbhundert Fuß tief senkrechter Höhe. „Wir krochen (sagt Seegen) mit Mühe an der Sandfläche 70 bis 80 Fuß hoch hinauf, und legten uns unter den Felsen, wo gewöhnlich die Pilger horchen. Beim Hinaufkriechen, hörte ich unter meinen Füßen den Ton entstehen, und dies brachte mich gleich auf den Gedanken, daß das Herabrieseln des Sandes die Ursache, keineswegs aber die Folge des Getöses sey. Um 3 Uhr Nachmittags ließ sich der Ton stärker hören, und hielt 6 Minuten lang an, dann hörte er 10 Minuten auf und kehrte neu wieder zurück. Mir schien der Ton die meiste Ähnlichkeit mit dem eines Hohlkratzels zu haben, und sein Kommen und Verlieren mit den Tönen einer Aeolsharfe. Um mich von der Gewissheit meiner Entdeckung zu überzeugen, kroch ich mit der größten Anstrengung bis zu den oben befindlichen Felsen hinauf, und glitschte nun so schnell als möglich von der geneigten Fläche hinab, wobei ich mit Armen und Beinen den Sand in Bewegung zu bringen suchte. Die Wirkung davon war so groß, und von der herabrieselnden Sandschicht entstand ein so lauter Ton, daß, als

ich herunter kam, die Erde zu bebten schien, und daß mir wirklich gegraut haben würde, wenn mir die natürliche Ursache verborgen geblieben wäre." Seegen meint, die herabrieselnde Sandschicht wirke vielleicht, wie der Violinbogen beym Streichen einer mit Sand bestreuten Glastafel (in den Chladniischen Versuchen) so, daß die liegende Sandschicht die Stelle der Glastafel verträte, der nahe Felsen aber der Resonanzboden wäre. (Zach's Monathliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde 1812. October.)

Der Kampf der Adler mit den Ochsen in Norwegen.

Leopold von Buch erzählt in seiner interessanten Reise durch Norwegen und Lappland, daß an der norwegischen Seeküste die Adler Ochsen bezwingen können, und die Einwohner deshalb sich sehr vor ihnen fürchten. Die Art ihres Angriffes ist so sonderbar, daß die Reisenden an der Wahrheit der Sache zu zweifeln geneigt waren, wäre sie ihnen nicht zu umständlich, zu bestimmt, und an entlegenen Orten auf die nämliche Art bestätigt worden. Der Adler stürzt sich mit Macht in die Wellen, erhebt sich ganz durchdrückt, und wälzt sich auf dem Sande des Ufers, bis seine Flügel ganz mit groben Sande bedeckt sind, dann steht er wieder auf und schwebt über dem unglücklichen Opfer. Ganz in der Nähe darüber schwingt er die Flügel, schleudert Sand und Steine dem Vieh in die Augen, und vollendet das Schrecken des Thieres durch die Schläge mit den kräftig-

gen Flügeln. Die verblendeten Ohsen laufen wie toll, und fallen endlich ermattet hin, oder stürzen von Klippen herunter. Der Adler zerhackt dann ruhig die Frucht seines Sieges.

Ist das Instinkt oder ist das Überlegung? Ganz gewiß das letztere. Wenn Hamster auch todten Vögeln die Flügel zerbrechen, ehe sie weiter anbeißen, so ist das offenbar eine Handlung des Instinkts, die sie aus einen angebornen Drange maschinenmäßig thun, es mag nöthig seyn oder nicht. Allein, wenn hier der Adler seinen Angriff ganz nach der besondern Beschaffenheit des Ortes einrichtet und vollendet, so sieht wohl jeder, daß er dabei nach bestimmten Absichten und mit Überlegung verfahren muß.

Die Milchnäscherey der Natter ist doch keine Fabel, wie
einige dafür halten. *)

Im Sommer des Jahres 1813 bemerkte Grana-
ziska Leiner, daß irgend ein genäßiges Thier ih-
re Milchkammer besuchte, und ihr den Rahm von der
frischgemolkenen Milchabnasche. Da es die schweren De-
ckel von den Gefäßen abzuwerfen pflegte, so fiel ihr Ver-
dacht auf Ratten, weil Mäuse dazu zu schwach waren.
Sie beschwerte sodann die Deckel noch mit einem Steine,

*) Hesperus 1814, 7. Heft.

und legte sich auf ein Lager, das sie sich in dieser Kammer von Stroh und einigen Küssen auf der bloßen Erde von ihrem Einwohner zubereiten ließ, wie gewöhnlich nie der, um nach ihrer verrichteten Feldarbeit auszuruhen. Raum hatte sie jedoch einige Minuten geschlummert, als sie bemerkte, daß etwas den Deckel einer der Milchtöpfe, und zwar gerade desjenigen, der mit der frisch gemelkten Mittagsmilch gefüllt war, bewegte. Sie blickte auf und sahe! eine große Schlange stürzt ihn herab, und beginnt mit großen Zügen die Milch zu saufen. Die Furcht die sich ihrer bey diesem Anblick bemächtigte, machte sie eine Weile unbeweglich. Endlich sprang sie auf, lief zu dem Einwohner, erzählte, was sie entdeckt hatte, und bat ihn, den häßlichen Gast aus der Milchkammer zu vertreiben oder zu tödten. Willfährig suchte er die Kammer durch, und fand die Natter mit ihrem Neste und ungefähr 20 Eyern in den Strohlager. Das listige Thier entwischte ihm aber durch eine nahe am Lager unter der Wand befindliches Loch, welches dann auf das sorgfältigste verkeilt wurde. Da sich aber die Hütte nahe am Walde auf einer Wiese befindet, wo man eine Menge Nattern antrifft, so wird es schwer werden, die Milchkammer von ihnen frey zu halten. Die Landleute wollen behaupten, daß sich die Nattern, wenn sich die Kühle zum Ausruhen auf der Weide niederlegen, zu ihren Eutern schleichen, ja sich selbst, während sie weiden, daran hängen, und so die Milch aussaugen.

Das Laufen der Sturm-Bögel über die Wellen des Meeres,
ohne unterzusinken.

Unter mehreren Thieren, die sich auf die Veränderungen, die auf der See vorgehen, verstehen, steht der Sturm vogel (*Procellaria polagica*) oben an.

Dieser bewohnt nicht das Ufer der See, er läuft eben so, wie die Lerche auf geflügten Feldern, über die brausenden Wellen des wilden Meeres, schwimmt selten und sinkt nicht einmal bis an den Bauch nieder. Es scheint, als ob die Vorsehung diesen Vogel recht dazu erschaffen hätte, den Menschen, die dort in Schiffen herumschwimmen, so oft ein gefährlicher Sturm entstehen will, gleich einen liebenden Freund, Warnung zu bringen. Man schließt sogar aus dem Geräusche, das man von weiten Tönen hört, aus der Schwärze, die sich auf der See zeigt, aus dem weißen Schaum wenn er häufiger als sonst daher schwimmt, oder aus der Unruhe der Seekälber, auf einen nahen Sturm, aber noch sicherer als alles dieses, sollen nach den besten Zeugnissen, die furchtsamen Bewegungen dieses Vogels seyn. Ohne Zweifel empfindet er genau die Verschiedenheit des gewöhnlichen Seewindes, und des aufstehenden Sturmwindes. Das heftigere Schlagen der Seewellen ermüdet ihn auch, in der Bestürzung, in der dunkeln Ahnung eines Ungewitters, das ihn hinwegnehmen könnte, fliegt er in starker Gesellschaft von furchtsamen Brüdern auf heraustrüeende Schiffe zu, und sucht schon etliche Stunden

den vorher, ehe der Sturm wirklich, anfängt hinter der einen Seite des Schiffes Schutz gegen das Ungestüm des Windes. Sie werden so schüchtern, daß sie ganz treuherrig die Gesellschaft der Menschen suchen, und sich gar nicht wegtreiben lassen. Und die Erfahrung hat gelehrt, daß es alsdann Zeit ist, vorbereitung zum Sturm zu machen, und die Seegel einzuziehen.

Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor.

Im Jahre 1751 hatte ein Einwohner aus dem Markt-
slecken Enans, nahe bey Neuschatel, einen geschwollenen Ochsen, den er endlich schlachten mußte. Verschiedene Personen standen dabei rum zu sehen, wie das Fleisch des kranken Thieres beschaffen seyn würde. Der Fleischer riß mit Gewalt den Vormagen des Thieres heraus, und zerriß bey diesen gewaltsamen anatomischen Versuche, unversehens den Pansen Wanst oder Unterleib des Thieres. Sogleich drang aus der Öffnung mit Geräusch eine Flamme hervor, welche lebhaft auf dritthalb Ellen ausloderte. Sie verbrannte dem Fleischer Augenbrauen und Haare, und seine Augen litten so sehr, daß er lange Zeit nachher kein Licht vertragen konnte. Einen jungen Mädchen, welche ihm mit der Lampe leuchtete, waren alle Haare verbrannt, und sie wäre vielleicht noch übler zugerichtet worden, wenn ihre Mutter nicht zu schneller Tilgung des Feuers, ihre Schürze über den brennenden Kopf ihrer Tochter zu werfen entschlossen genug war. Die Flamme dauerte drey Minuten lang fort, wurde immer

kleiner. So wie sie anhielt, nahm auch die Geschwulst des Wanstes ab, und im Schlachtorte verbreitete sich ein unerträglicher Gestank.

Der buchstabirende und rechnende Canarienvogel.

Man kann den Thieren Überlegung nicht absprechen, da man so viele auffallende Beispiele abgerichteter Thiere, die wirklich mit Überlegung verfuhrn, kennt. Eines der neuesten und merkwürdigsten Beispiele ist der buchstabirende und rechnende Canarienvogel des Franzosen Grante, den viele Tausende von Zuschauern gesehen und bewundert haben. Er suchte sich zu jedem willkürlich aufgegebenen Namen die zerstreut durch einander liegenden Buchstaben selbst aus, und ordnete sie orthographisch richtig zusammen. Wenn ihm ein Buchstabe ausging so nahm er ihn aus dem Anfange des Wortes wieder weg, und legte ihn in den Schlussyllben auf die gehörige Stelle. Auch rechnen konnte dieser Wundervogel. Er zog 13 von 48 ab, und setzte 35 zusammen. Und wenn er sich einst vergriß, verbesserte er seinen Fehler auf die Erinnerung seines Herrn sogleich „Betrug und Täuschung der Zuschauer fand dabei auf keine Weise statt, und der Herr des Vogels saß gewöhnlich etwas entfernt hinter dem Rücken desselben.“

Die Abrichtung eines solchen Vogels macht zwar unendliche Mühe, und nur wenige bringen es zu einem bedeutenden Grade der Fertigkeit; allein möglich ist es doch, wie es dieses und ähnliche Beispiele lehren,

Merkwürdiger Lachssprung bey den Wasserfall zu Ballyshannon
in Irland.

Ballyshannon ein Flecken in Königreich Irland, mit einem Hafen nicht weit von der Mündung, des Flusses East, durch den der große See Longh-Earne abfließet. Dieser Ort liegt zu beyden Seiten des Flusses, und hat eine Brücke von 14 Bogen über denselben. Etwa unterhalb der Brücke, ist einer der schönsten Wasserfälle, den man sich nur denken kann, indem der Fluss bey niedrigen Wasser auf 12 Fuß über eine Reihe von Felsen hinabstürzt. Der Anblick ist herrlich; an dem Ufer erheben sich senkrechte Felsen, die bis an die Spitze mit den schönsten Grün bewachsen sind. Kleine Vorgebirge strecken sich an den Seiten hervor, die sich nach der See hin verlängern, und indem sie sich erweitern, einen schönen Seeprospekt darstellen.

Bey diesem Wasserfalle ist ein berühmter Lachssprung. Wenn der Lachs aus der See kommt, muß er bey Ballyshannon nothwendig den Wasserfall hinan, und wer kein Augenzeuge gewesen, wird es kaum für möglich halten, daß der Fisch sich senkrecht 14 Fuß in die Höhe schwingen kann. Wenn man nun noch die Krümmungen hinzurechnet, so springt er gewiß eine Weite von 20 Fuß. Nicht immer gelingt der Sprung. Zuweilen erreichen sie beynah die Höhe, der Fall des Wassers schlägt sie aber wieder zurück, zuweilen schießen sie mit dem Kopfe voraus seitwärts auf einen Felsen, bleiben einige Augenblicke betäubt liegen, und arbeiten sich dann wieder ins Was-

ser. Erreichen sie die Höhe, so schwimmen sie den Augenblick fort. Sie schwingen sich nicht von der Oberfläche des Wassers empor; daher weiß man nicht, von welcher Tiefe sie den Sprung anfangen. Wahrscheinlich sehen sie mit gebogenen Schwanz an, denn die hauptsächlichste Stärke der meisten Fische ist im Schwanz. Bey hohen Wasser ist der Fall kaum drey Fuß, und diese Höhe schwingt der Lachs mit leichter Mühe sich hinan. Es ist ein vertrefflicher Anblick, wenn man sich am Mande der Kaskade auf einen Felsen stellt, und so bis so solcher Sprünge oft in einer Stunde zusieht.

Mehrere aus verschiedenen Jahrhunderten zusammenstehende Beweise, daß das höchst seltene, von sehr vielen bis jetzt noch für fabelhaft erklärte Einhorn, doch existire.

Da die Existenz dieses Thieres bis jetzt von den meisten in Zweifel gezogen, und so vieles gegen das Daseyn desselben geschrieben wird, so glaube gewiß keinen der uninteressantesten Gegenstände aufzunehmen, wenn ich hier folgende aus verschiedenen entfernten Gegenden gleichstimige Nachrichten, welche sämmtlich für das Daseyn dieses Thieres zeigen, anführe:

Einer der berühmten Reisenden, durch welche gegen die Mitte des 15. Jahrhundertes die großen Entdeckungen der Portugiesen vorbereitet und veranlaßt wurden, Ludwig de Barthema hat zwey Einhorne beschrieben, die er in Mekka behauptet gesehen zu haben. „Auf der andern Seite des Tempels“ sagt er, „befindet sich ein gemauerter Hof, in welchen wir zwey

Einhorne sahen. Man zeigte sie uns als ganz außordentliche Geschöpfe, und sie waren es auch in der That. Ich will ihre Beschreibung entwerfen. Das Gröhre gleich einem Füllen von drittthalb Jahren, und hatte ein vier Spannen langes Horn. Die Farbe dieses Thieres ist die Braune, sein Körper gleich dem Pferde, sein Kopf dem Hirschen, der Hals ist von mittelmäßiger Länge, mit zerstreuten, dünnen, kurzen und hängenden Haaren auf einer Seite; seine Beine sind lang und Ziegenförmig dünn, vorn ist der Fuß ein wenig gespalten, rückwärts an den Beinen hat es einige Haarbüschele. Es ist ungesellig und wild dem Ansehen nach. — Diese beyden Thiere wurden dem Sultan Prinzen von Mekka, als die größte Seltenheit und als der kostbarste Schatz von einem Könige von Äthiopien zum Geschenk gemacht, der mit ihm Freundschaftsbande knüpfen wollte."

Zwey andere Reisende aus derselben Epoche, geben ein minder bestimmtes Zeugniß über das Daseyn des Einhorns von sich. Bernhard von Breitenbach, der um das Jahr 1483 einen Grafen Johann von Solms auf seiner Reise in den Orient begleitete, behauptet daß er Felix Fabri und ihre anderen Reise Gesellschafter, in dem sie ein Thal am Fuß des Berges Sinai durchzogen, auf dem Gipfel eines Felsens ein Thier bemerkten haben, das viel größer als eine Gemse war. Doch hielten sie es dafür; aber ihre Arabischen Wegweiser versicherten, daß es ein Einhorn war. Rauwolf, ein berühmter Pflanzenkenner der im Jahre 1573 reisete, vernahm von einem Perser, daß der Sophi zu Sammercand mehrere Einhorne unterhalte, „und dieser Perser“, fügt er hinzu, „war glaubwürdig, da er mir verschiedene von

Theophrast genannte Gegenstände der Naturgeschichte verschaffte."

Lobo berichtet, daß das Einhorn in der Provinz Damot in Abyssinien existire. Thevet versichert, daß er den König von Monomotapa auf einer Einhornjagd begleitet habe, und dieser Thevet ist ein viel aufgeklärterer Gewährsmann als Lobo. Nach Garcias bemerkten die ersten Portugiesischen Schiffer zwischen den Kap der guten Hoffnung und den Kap Corrientes ein Thier welches den Kopf und die Mähne des Pferdes und ein bewegliches Horn, auf selbem hatte. Dieses Zeugniß ist für unsere Untersuchung sehr wichtig; denn gerade in dieser Gegend haben die neueren Reisenden die Gestalt eines Einhorns in Felsen gehauen gesehen.

Diese auf allen Felsen von Camdebo und Bambos vervielfältigte Zeichnung giebt den Hals und den Kopf eines Pferdes, oder vielmehr eines Zebra mit den Ohren desselben oder des Maulthiers, dann ein reißiges vorwärts gekehrtes, sehr spitzes Horn von gleicher Länge mit dem Kopfe. Die Holländischen Bauern achteten anfangs nicht darauf, nach dem man ihnen aber gesagt hatte, daß man ein solches Thier sehr theuer bezahlen würde, so möchten es lebendig oder todt bringen, so erbothen sie sich es in dem Gebirge Nambos zu suchen, wo sie es sicher glaubten finden zu können.

Man fing an, auf die Erzählung der Jäger aufmerksam zu werden, welche versicherten, einige solche Thiere gesehen zu haben. Barrow führt in seiner Reise, im Innern von Afrika, ein Thier an, welches 5 bis 8 Fuß lang war, die Gestalt, sagt er, einer Antelope-Quacha gelb und schwarz gestreift, hatte, und in Mitte des Kopfs ein einziges 10 Zoll langes Horn

trug. Es wurde von Adrian van Varsveld aus Camdebo getötet. Ein anderer Koloniste, Liardt von der Velat sah ein einhörniges Thier von Pferdegestalt in der Mitte von Glennthieren. Über von der meisten Authenticität ist die Nachricht, welche wir nach Voigts Magazin der Physik vom Jahre 1796 geben wollen, und welche die Übersetzung einer Holländischen Sprache am Kap am 8-ten April 1791 gemachten, und von Herrn Cloete unterzeichneten Aussage ist.

„Ein Nestzige oder Bastaard genannt Gerard Sling sagte auf das an ihn wegen verschiedener Arten wilder Thiere gestellte Befragen aus; daß er vor einigen Jahren bey einer Expedition gegen hottentotischen Wildschüzen und Dieben, unter den Befehl Andre Bourgards gestanden sey; daß sie einige wilde Thiere neuer Art gesehen, zu Pferde verfolgt, und eines derselben getödter habe; daß als sie mit der Untersuchung dieses Thieres beschäftigt waren Herr Ludwig van der Merve, Sohn des Davids, herbegekommen sey, und das Thier mit ihnen untersucht habe; daß sie denn gefunden haben, das Thier gleiche der Gestalt nach einem Pferde. Es war graulich, hatte auf der Stirn ein Horn von Arms Länge, welches an seinem Anfang auch eben so dick war. Gegen die Mitte war dieses Horn etwas platt; nicht an die Hirnschale blos an die Haut angewachsen. Der Kopf gleich dem eines Wagenpferdes; die Ohren waren wie die des Ochsen nur etwas größer, der Schweif fleischig, sonst in der Ferne dem eines Pferdes ähnlich, aber blos mit Haaren besetzt; die Klauen waren rund, wie die des Ochsen.“

„Dieses Thier wurde an einem so wie man in einen Karren mit Ochsen fährt, 16 Tage von Camde-

50 und 30 von der Kapstadt entfernten Orte getödtet. Auch findet man die Abbildung dieses Einhorns auf vielen hundert Felsen von den Hottentoten eingegraben, welche die Gehölze bewohnen.

Der unterzeichnete Cloete erbietet sich endlich die Haut eines solchen Thieres zu liefern, wenn man ihm einen Preis erfolgen wollte, der die Kosten einer Reise von dreyzig Tagen bedeckt.

Dieses ganz unverdächtige Zusammentreffen so vieler Zeugen aus verschiedenen Zeitaltern und Himmelstrichen; diese auffallende Ähnlichkeit in den Beschreibungen, die von Menschen jedes Standes seit verschiedenen Jahrhunderten gegeben wurden; diese Felsen; diese Statuen und Medaillen; diese allgemeine Überlieferung aller Völker in Europa, Asien, und Afrika erlauben uns keinen Zweifel, daß das Einhorn in der That existirt habe, und machen es wahrscheinlich, daß einige Individuen dieser Race noch immer in dem geheimnißvollen Mittelpunkte Afrikas wohnen, wohin Geographie und Naturgeschichte, obgleich vergebens, einzudringen versuchen.

Die Landschaft Carracas in Südamerika.

Südöstlich von der Landenge von Panama, oder Darien, wodurch Nordamerika mit Südamerika zusammenhängt, erstreckt sich an der Küste des atlantischen Meeres nach Osten hin die Landschaft Carracas, deren Bewohner in unsern Tagen sich von dem Mutterlande Spanien frey zu machen suchten, und um ihre

Freyheit mit abwechselnden Glücke kämpfen. Sie macht einen Theil der großen Terra Firma aus, deren Entdeckung und Eroberung den Spaniern bis zum Jahre 1536 viel Kämpfe und Blut gekostet hat. Die Landschaft Carracas (vormals eine spanische Capitainerie) begreift in sonderheit die Provinzen Venezuela, Maracaibo, Carthagena, Portobello, Popayan, Cumana, und die Margarethen- oder Perlen-Insel.

Dieser ungeheure Strich Landes von einem Umfange, der das Areal des österreichischen Kaiserthums um mehr als das doppelte übertrifft, hat eine sehr geringe Bevölkerung von etwa 800000 Seelen. Desto unermesslicher ist der Reichtum an den herrlichsten Produkten.

Edle Metalle, besonders Gold und Silber in den Bergwerken zu St. Martha und Popayan, Edelsteine, namentlich Smaragde und Sapphire, Perlen (die vorzüglichsten Perlenfischereyen sind in den Gewässern von Panama und Cartagena), Cacao, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Quassia, elastisches Gummi, Zimmet, Kokosnüsse, Pomeranzen, Apfelsinen, Kassare oder Mamok, Mais, Reis, Pfeffer, Vanille, Ingwer, Cedern, Palmen, Aloe, China, Eben- und Brasilienholz, Papagaien und andere herrlich geschmückte Vögel, eine Menge Apothekerwaaren, Indigo, Taback, Schildkröten, dieß sind die Hauptzeugnisse und wichtigsten Handelsgegenstände dieses gesegneten Erdstrichs, wodurch er ehemals für den spanischen Handel äußerst wichtig ward. Der fruchtbare Boden und das feuchte Klima begünstigen ganz besonders die Vegetation. Eben so außerordentlich ist der Viehhand. Nur in Venezuela, Barcelona und dem kanischen Guyana zählt man 1200000

Ochsen, 180000 Pferde, 190000 Maulesel. Unzählbar sind die Hirsche, Schaafe und Hammel.

Die Provinz Venezuela, verdankt die Thätigkeit der Handlungscompagnie von St. Sebastian oder Carracas, die im Jahr 1728, von Madriter Hofe errichtet wurde, ihr schnelles Aufblühen. Die Menge der Freyen wuchs von Jahr zu Jahr mit unglaublicher Geschwindigkeit. Die 759 Pflanzungen, welche man noch in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts gezählt hatte, wuchsen bald zu einigen Tausenden. Die Heerden im Innern des Landes wurden unübersehbar. Reiche Dörfer verwandelten sich in Städte, und wo man vor einem Jahrhunderte noch einzelne elende Hütten umhergelagert sah, glänzte nun europäischer Luxus in allen Formen. Besonders war das Steigen des öffentlichen und Privatwohlstandes in den Bezirke von Carracas am bemerkbarsten. Carracas der Hauptplatz des gesamten blühenden Handels, erhob sich zu einer weitläufigen Stadt. Die Straßen von Carracas sind sehr regelmässig gebaut. Angebaute Anhöhen und große Cacaowälder umgeben sie, überall zeigen sich Spuren des Wohlstandes und Überflusses. Eine Bevölkerung von mehr als 25000 Seelen (500000 rechnet man in Venezuela überhaupt und 100000 in Maracaibo) belebt die geräumigen Plätze und Gassen.

Beschreibung der Stadt Carthagena in Carracas im spanischen Amerika.

Die Stadt Carthagena in der Provinz Carthagena in der Landschaft Carracas, wird in die obre und niedere

Stadt getheilt, die letztere ist ihre Vorstadt. Die obere erstreckt sich längs einer sandigen Halbinsel, deren Erdzunge, wodurch sie mit dem festen Lande in Verbindung steht, nichts als ein Damm ist, von etwa 300 Schritt Länge und 15 Schritt Breite. Beyde Städte sind gut gebaut und befestigt. Die niedere Stadt steht auf einer kleinen Insel, und ist mit dem festen Lande durch eine hölzerne Brücke verbunden. Nicht weit davon hat die Natur einen Hügel hingesezt, auf welchen man die Ciudadelle St. Lazar o erbaut hat, die beyde Städte vertheidigt.

In einiger Entfernung von dieser Festung ist ein sehr hoher Berg, auf dessen Gipfel ein Augustinerkloster unserer lieben Frauen von Pope steht, von dem Namen des Berges so genannt. Man kann dahin nicht anders, als auf einem sehr beschwerlichen und steilen Wege kommen, die Aussicht aber ist vortrefflich. Auf der einen Seite erblickt man das Meer, auf der andern hat man die ganze Landschaft vor sich, und nichts beschränkt das Auge. In einer Kapelle befindet sich das Marienbild von gegossenem Silber in Lebensgröße. Man erstaunt, die Menge von Kleidern und deren Verschiedenheit zu sehen, womit diese Maria angepußt wird. Auf ihrem Kopfe trägt sie eine Goldene Krone mit Diamanten besetzt. Ihr Halsband, das aus etlichen Reihen der größten Perlen besteht, wird hinten mit einem großen Diamant festgeknöpft. Goldene Schaumünzen hängen um dieses Halsband herum, und goldene Ketten gehen rechts und links von den Achseln herunter bis auf die Füsse, und sind etliche Maal um den Leib geschlungen. Ihre Armbänder sind von kostbaren Steinen; und das Jesuskind in ihren Armen ist mit nicht geringeren Kostbarkeiten bedeckt.

Der Meerbusen von Cartagena, den man mit Recht für einen der besten in Amerika hält, hat dritt- halb Stunden in der Länge. Die Luft ist hier so heiter und ruhig, daß das Wasser nie in größerer Bewegung ist, als in einem stillen Flusse. Bey dem Eingange finden sich jedoch einige Untiefen, die viele Vorsicht erfordern. Der Staat unterhält deshalb einen Lootsen, der nichts thut, als die Schiffe zurecht weiset und ihnen die gefährlichen Stellen anzeigt. In dieser Bay landen die spanischen Schiffe an, und laden einen ansehnlichen Theil ihrer Waaren hier aus, die von da in alle Provinzen von Terra firma versandt werden. Die Zeit über, wo sich amerikanische und spanische Schiffe in dem Hafen von Cartagena aufhalten, ist beständige Messe, und in dieser Zeit handelt und gewinnt alles. Einige vermiethen Zimmer und Läden, andere ziehen Gewinn von der Arbeit ihrer Hände. Die, welche Sclaven halten, ziehen Nutzen von der Handarbeit derselben, und verdoppeln auch ihren Lohn nach Verhältniß der Vortheile, die sie durch sie erlangen. Dieser Gewinn erstreckt sich bis auf die kleinsten Dörfer, die zu Cartagena gehören, denn der Preis der Lebensbedürfnisse steigt ganz natürlich bey dem großen Zusammenfluß von Menschen und dem damit verknüpften Aufwande. Diese lebendige Thätigkeit, dieses Drängen und Treiben dauert jedoch nur so lange, als sich Handelsschiffe im Hafen befinden; nach ihrer Abreise verfällt alles wieder in öde Stille. Dies nennt man hier die todte Zeit. Denn der Handelsverkehr dieser Stadt mit andern Provinzen ist außer der Zeit der Messe, die nur 30 Tage dauert von wenigem Bedeutung. Etliche Schiffe mit Taback und Zucker beladen, laufen dann und wann in die Bay, und nehmen dage-

gen Cacao und andere Erzeugnisse des Landes wieder mit. Was alsdann zur Befreitung der Bedürfnisse dieser Hauptstadt zu Statten kommt, sind die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Marktstädte, die alles zur Versorgung der Einwohner benötigte herbeischaffen. Sie versetzen Ihre Waaren gegen allerhand Stoffe, womit die Kramläden durch die Gallionen, auch zuweilen durch Caperschiffe, versehen werden.

Die Eßwaaren des Landes geben keinen Zoll; ein jeder hat die Freyheit in seinem Hause so viel zu schlachten als er in einem Tage Fleisch zu verkaufen gedenkt. Denn da auch das Schweinfleisch nicht eingesalzen gegeben wird, so gestattet die Hize nicht, das Fleischwerk lange zu bewahren.

Außer den Waaren, die den innerlichen kleinen Handel des Landes ausmachen, ist hier auch noch eine Niederlage der Schwarzen Slaven, welche die Schiffe mitbringen, errichtet. Die Slaven bleiben so lange in eigends dazu vorhandenen Vorrathshäusern, bis sie von benachbarten Pflanzen nach und nach weggekauft und in Colonien vertheilt werden.

Alle gewebten und gewirkten Waaren in Carthage, als Leinwand, seidene, goldene und silberne Stoffe, haben an gewissen kleinen Würmen, die man Comengens nennt, furchtbare Feinde. Diese Thiere sind so geschwind und eifrig in ihrer Arbeit, daß sie nicht mehr als etliche Stunden brauchen, um den Ballen, wo sie hineinkriechen, in Staub zu verwandeln. Ohne seine Form zu verändern, durchnagen sie ihn von allen Seiten mit solcher Feinheit, daß man nicht gewahr wird, daß sie ihn berührt haben, bis man ihn angreift und öffnet. Anstatt Leinwand oder Stoff findet man nichts als kleine Fäser-

hen und Staub. Beym Eintausch und Verkauf der Waaren, die diesem Unfall ausgesetzt sind, pflegt man daher die Vorsicht zu gebrauchen, sich den Ersatz des Schadens, der durch die Comegens verursacht worden, im voraus auszubedingen. Dieses Insekt ist der Stadt Cartagena so eigenthümlich, daß man es in den benachbarten Häfen und Handelsplätzchen, zu Portobello und Panama, gar nicht spürt. Man hat kein anders Mittel dagegen ausfindig machen können, als daß man die Ballen auf erhabene Bänke, deren Füsse mit Theer bestrichen sind, hinstellt, und sie von der Wand entfernt.

So sehr übrigens der Handel durch die Gallionen aus Peru und andern Reichen des festen Landes und den spanischen Inseln jetzt abgenommen hat, so ist dennoch Cartagena noch immer die Hauptniederlage und der Staplesort aller Waaren, die aus dem spanischen Südamerika kommen.

Die Stadt besteht aus fünf großen, geraden, breiten, einander sehr ähnlichen, wohlgeplasterten Strassen, deren jede mehr als 600 Schritte lang ist. Sie erstrecken sich von dem Hafen bis ans gegenseitige Ufer, und werden durch eine noch längere Querstraße durchschnitten, durch welche in der Mitte ein geräumiger Marktplatz gebildet wird. Die Häuser sind fast alle von Steinen erbaut, haben alle Balcons und hölzerne Fenstergitter. Man pflegt darum kein Eisen dazu zu nehmen, weil es wegen der scharfen und feuchten Luft zu sehr vom Rost angefressen wird.

Ausser der Cathedralkirche, die über alle Gebäude hervorragt, und eben so viele Reichthümer in sich faßt, als sie von außen Pracht zeigt, rechnet man in der Stadt und Vorstadt noch zwey Kirchen, eils Klöster für bey-

derley Geschlecht, ein prächtiges Stadthaus und ein eben so kostbares Gebäude für die Zollbeamten.

Der Statthalter steht in Kriegssachen unter dem Vice-König von Neu-Granada, so wie man auch in Civilangelegenheiten an die Audienz zu Santa-Fe appelliren kann. Die geistliche Gerichtsbarkeit besteht aus dem Bischof und dessen Capitel, hat aber keine Verbindung mit dem Inquisitionsgerichte. Ausser dem gibt es auch noch, wie in allen großen spanischen Städten, besondere Gerichtshöfe, theils zur Erhaltung der Polizey, theils zur Einnahme und Berechnung der königl. Gelder u. s. w.

Die Anzahl der Einwohner in Cartagena rechnet man auf 25000, wovon kaum der sechste Theil geborene Spanier sind. Diese theilen sich wieder in zwey Klassen, die Europäer und Creolen. Sener gibt es nicht sehr viele, weil sie mehrentheils, wenn sie ihr Glück gemacht haben, nach Europa zurückkehren, oder nach andern Ländern gehen, um noch mehr zu erwerben. Durch diese wird fast ganz allein der Handel getrieben. Die Creolen hingegen besitzen die liegenden Gründe, und es gibt unter ihnen Familien von grossem Ansehen. Sie stammen noch von den ersten Eroberern des festen Landes ab; die sich hier niederließen und die ersten Stellen im Lande bekleideten.

Die Verschiedenheit derer, die ihren Ursprung durch die Vermischung mit Weissen, Schwarzen und Indianern haben, und die den größten Theil der Einwohner ausmachen, ist sehr schwer zu bestimmen, inzwischen kommt eine jede Zeugung, die sich an Farbe der Weissen nähert, einen Grad von Ansehen mehr. Auch sind sie auf diese Ausartung sehr ehrgeizig, besonders wenn sie glauben,

von indianischem und afrikanischem Blute völlig befreit zu seyn.

Alle diese Castigen — denn so nennt man sie — sogar auch die Mulatten, ahmen, so viel als möglich, die spanische Kleidung nach, tragen aber, wegen der grossen Hitze im Lande, nur leichte Zeuge. Die Manns Personen haben weder Halsbinde noch Krause; sie begnügen sich damit, das Hemd mit einem grossen goldenen Knopf am Halse zu befestigen, oder es auch ganz offen zu lassen. Weste und Beinkleider sind von Englischer Leinwand. Viele gehen in bloßem Kopfe mit kurz abgeschnittenen Haaren; die meisten aber tragen eine leichte weiße Mütze. Um sich abzukühlen, haben sie Fächer von einer Art sehr dünner Palmlätter, mit einem Stabe von eben dem Holze.

Die weissen Frauenzimmer tragen durchgehends einen Rock von einfarbigem Taffet, ungefüttert, nebst einem kleinen Kamisole. In der größten Hitze haben sie zu Hause nichts an, als ein leichtes Corset, das vorn zugeschnürt wird, aber niemals gehen sie ohne Art von Mantelchen aus. Diesenigen aber, die sich nicht vollkommen zu den Weissen zählen können, ziehen über den ersten Rock noch einen zweyten von Tafft in beliebiger Farbe, aber nie schwarz, auch überall mit Löchern, daß man den Unterrock sehen kann. Auf dem Kopfe haben sie eine kleinene Mütze, im Form einer Bischofsmütze, mit Spikes besetzt. Ihre Fußbekleidung besteht in kleinen Pantoffeln, wo nur die Spikes des Fusses hineingeht. Sie gehen nicht leicht aus, als nur in die Kirche. Die Messe wird, wegen der Hitze des Tags, früh Morgens um 3 Uhr gelesen, und alle Prozessionen werden des Nachts bey Fackeln und Kerzenlicht gehalten.

Die

Die Weiber verlassen nicht sehr oft ihre Hammacs, und ihre Beschäftigung ist die, sich darin zu schaukeln und kühle Lust zu haben. Selbst die Männer finden entschiedenen Geschmack an dieser Bewegung, und dennoch fehlt es beyden Geschlechtern weder an Verstand, noch an natürlicher Lebhaftigkeit. Doch geniesen sie beydes nicht länger, bis höchstens zum zoten Jahre; dann nehmen ihre Geisteskräfte eben so schnell ab, wie sie zugenumommen haben. Es ist nichts gewöhnlicher, als Kinder von 2 bis 3 Jahren zu sehen, die so verständig reden, als in Europa Kinder von 6 bis 7 Jahren.

Außer dem herrschenden Triebe zur sinnlichen Liebe haben die Einwohner von Chartagena auch eine unmäßige Begierde zum Branntwein, Chokolade, Rauchtaback und zum Tanzen, und diesen Geschmack findet man in allen Ständen, Altern und Geschlechtern als den herrschenden. Alle Welt raucht hier, die Damen in ihren Häusern, die Männer überall, wo sie sind, doch nie aus Tabackspfeifen, sondern mit Cigarren. Die vornehmsten Frauenzimmer gewöhnen sich von Jugend auf daran, und es ist eine Höflichkeit, die sie den Mannspersonen, die sie vorzüglich schätzen, erweisen, daß sie ihnen zu rauchen anbieten; man würde sie beleidigen wenn man diese ausschläge. — Der Gebrauch des Branntweins ist noch allgemeiner, wie der des Tabacks. Die ordentlichsten mäßigsten Leute trinken alle Tage, Vormittags um 11 Uhr ein Glas davon. Hacar las once, das heißt, eifl Uhr machen, ist eine sehr gebräuchliche Redensart, wenn man sagen will, Branntwein trinken. Einige sind so gewöhnt daran, daß sie zu allen Stunden des Tages eifl Uhr machen. — Die Chokolade ist durchgängs so eingeführt, daß es auch nicht einmal einen Schla-

pen gibt, der sie nicht frühstückt sollte. — Das Tanzen ist eine der heftigsten Leidenschaften für beyde Geschlechter in Carthagena, und jedes Fest, klein oder groß, wird durch Wälle gefeiert. Man fängt mit spanischen Tänzen an, und beschließt mit indianischen. Diese letzter sind ungemein anziehend, in sonderheit wegen der Lieder die dabey gesungen werden.

Die Stadt Portobello in Carracas in der Tierra Firma,
im spanischen Amerika.

Portobello, der Hauptort der kleinen gleichnamigen Provinz, in der Landschaft Carracas, ist am Abhange eines Berges, welcher ganz den Hafen umgibt, der für alle Orten von Schiffen bequem und sicher ist; der Eingang in denselben ist zwar breit, wird aber von der einen Seite von dem Fort St. Philipp beschützt und von der andern durch Klippen, die kaum aus dem Wasser hervorragen, so gut gedeckt, daß feindliche Schiffe große Gefahr laufen, zu stranden. Von diesem bequemen Hafen erhielt die Stadt den Namen Portopello d. i. Schönhaven. Die Anzahl der Häuser beträgt nur 200; die mehresten sind jedoch groß und geräumig; längs dem Wasserstände läuft eine Hauptstrasse hin, die Querstrassen gehen nach dem Ufer zu. Das Klima in Portobello ist sehr unangenehm, feucht und ungesund, so daß die Schiffe, die sich jährlich des Handels wegen hier aufhalten, selten wieder absegeln, ohne einen Drittheil von ihrer Mannschaft verloren zu haben. Daher nennt man diesen Ort das Grab der Spanier. Portobello ist

ungefähr 5 Tagereisen von Cartagena entfernt. Im Jahre 1739 wurde sie vom General Vereon überfallen eingenommen und verwüstet, man baute sie aber bald wieder auf. Die Zahl der Einwohner beträgt wegen der ungesunden Luft nicht über 8000; der größte Theil derselben besteht aus Negern und Mulatten; es sind kaum 130 weiße Familien hier wohnhaft. Denn keiner hält sich lange in dieser Stadt auf, als der, welcher ein öffentliches Amt daselbst zu bekleiden hat. In der Hauptstraße sind zwey große Plätze, wovon der eine dem schönen Zollhause, der andere der ansehnlichen Hauptkirche gegenüber liegt. Nur zwey Klöster sind in der Stadt. Die Lebensmittel sind in Portobello selten und theuer, besonders in der Fahrzeit, wo sich die Schiffe des Handels wegen daselbst aufhalten, wo dann die Zufuhr derselben aus Cartagena und Panama geschieht, Fische sind in Überfluß vorhanden und wohlgeschmeckend. Die umliegenden Gegenden bringen auch viel Zuckerrohr hervor, woraus man Zucker Molasses und Rum verfertigt. Die Schlangen sind in Portobello sehr zahlreich, und die Kröten gar unzählig; letztere sind meistens bis 6 Zoll lang. Wenn es in der Nacht geregnet hat, ist des Morgens auf den Straßen und Plätzen der Stadt alles voll mit Kröten, so daß man fast keinen Schritt thun kann, ohne auf eine zu treten, wofür man zuweilen von ihnen gebissen wird. Man versichert in Portobello allgemein, daß Thiere, welche aus andern Gegenden hierher gebracht werden, hier aufhören sich fortzupflanzen, immer magerer werden, und ihr Fleisch so unschmackhaft wird, daß es kaum gegessen werden kann. Aus den fast bis an die Stadt gehenden Waldungen kommen oft Lieger in die Stadt, welche den Einwohnern Gedervieh, Hunde und andere

Hausthiere, oft auch Kinder rauben. Die dortigen Neger legen ihnen aber Schlingen, und sind sehr geschickt, mit ihnen zu kämpfen, und sie zu tödten; ja einige suchen sie sogar in ihren Höhlen auf. Die Waffen dieser Leute dabey sind eine zwey oder drey Ellen lange Lanze von starken Holze, deren Spieke von Eisen im Feuer gehärtet ist, und ein großer Säbel. Mit diesen Werkzeugen versehen, stehen sie, bis der Tieger auf ihren linken Arm, welcher mit einem kurzen Stücke von groben wollenen Zeuge umwickelt ist, und mit dem sie die Lanze halten, losgeht. Zuweilen scheint es, daß der Tieger den Kampf zu vermeiden suche; dann aber reicht ihn sein Gegner durch einen verächtlichen Schlag mit seinem Speere. Kaum fühlt diesen das wilde Thier, so greift er auch sogleich mit den einen Klauen nach den Spieß, und schlägt mit der andern nach den Arm des Gegners, der die Lanze hält. Jetzt giebt ihm aber der Tieger geschwind einen Hieb mit dem in der andern Hand verborgnen gehaltenen Säbel, und zerhaut ihm die Flächen, in der Kniestiebe, worauf sich der Tieger voll Wuth sogleich zurückzieht. Indem er nun den Kampf mit dem Neger wieder anfangen will, versetzt ihm dieser einen zten ähnlichen Hieb, wodurch er seiner gefährlichsten Waffen, nähmlich seiner Pfoten beraubt und außer Stand gesetzt wird, sich weiter zu bewegen. Dann tödtet ihn der Neger vollends nach seiner Bequemlichkeit, zieht ihm die Haut ab, schneidet den Kopf, die Vorderfüsse und Hinterfüsse vom Rumpfe ab, und kehrt mit diesen Siegeszeichen vergnügt in die Stadt zurück. Der Handel hat in Portobello sehr abgenommen, weil der Handel mit den ehemals zu gewissen Zeiten dort ankommenden Galionen abgeschafft worden ist, wodurch der Ort sehr in Verfall gerath. Bis

zum Jahre 1737 bedienten sich die Spanier des Hafens zu Portobello, wegen der vortheilhaften Lage der Stadt und der Vortrefflichkeit des Hafens, zum Ausladen der europäischen Waaren deren Bestimmung über Panama nach Peru war. Portobello wurde dadurch der Schauplatz der größten Messe in der Welt. Von jener Zeit an aber hat man die Häfen von Cartagena, St. Mattha, Cumana und andere diesen ungesunden Orte vorgezogen.

Die Stadt Potosi mit ihrem berühmten Silberbergwerke in
Süd-Peru, in Amerika.

Potosi, mit dem berühmten Silberbergwerke, hat gegen 20000 Einwohner, die Stadt liegt unter dem 19ten Grad südlicher Breite. Die Benennung ist eigentlich Potosch i. Das Silberbergwerk erstreckt sich auf 6 Meilen im Umfange und liefert jährlich 600000 Mark Silber und 2000 Mark Gold. Die Entdeckung des überreichenen Silberbergwerkes fällt in das Jahr 1545 und 1547; ganz genau kann dieser Zeitpunkt nicht bestimmt werden. Vermuthlich gilt das erste genannte Jahr für die Auffindung der Mine, und das Letztere für den Anfang der Eröffnung derselben und die Anlegung der also benannten Stadt.

Die Entdeckung dieses Silberbergwerkes verdankt man einem Indianer, Nahmens Guasca, aus Chumbivilcas, einer nicht weit von Cuzco gelegenen Provinz gebürtig, der im Dienste des Ussiente von Porco, der ersten Erzgrube, welche die Spanier im Reiche

bearbeiteten, stand, die damals im größten Flore war, weil sich darinn jene reichen Minen der drey Brüder Francesco, Fernando und Gonzalo Pizarra besaßen, die nähmlichen, die nach dem Tode des ersten im Jahre 1541 dem Verräther Diego de Almagro sein Anhänger, Diego Mendoza, zuerkannte, nachdem er sich vorher 1770 Mark geläuterten Silbers bemächtigt hatte. Gedachter Indianer Gualea führte einige Lasten Mais auf Kameelziegen oder Lamas dahin, und auf dem Wege an dem Abhange von Potosi, verfolgte er einen vorbeilaufenden Hirsch, und riß, da er sich anhalten wollte, das Gras heraus, das die Erzader bedeckte. Andere erzählen, eine von denselben Kameelziegen sey auf die Anhöhe gestiegen, und habe den Führer gendächtigt, die Nacht da zuzubringen, und Feuer anzumachen, um sich vor der Kälte zu schützen, und bey Anbruche des Tages habe er mit Verwunderung eine große Menge geschmolzenen Metals an dem Orte, wo das Feuer gewesen, erblickt.

Die Kenntniß welche der Indianer von den Erzen und ihrer Schmelzung hatte, bewog ihn, die Reise dahin oft zu wiederholen. Dieses und der Aufwand, den man bey ihm bemerkte, erregte die Aufmerksamkeit seines Gefährten des Indianers Huanca, der ihn dahin zu bringen wußte, daß er ihm die Quelle desselben entdeckte.

Huanca, darüber aufgebracht, daß er ihm nicht die Kunst, das Silber aus den Steinen zu ziehen, entdeckte, theilte das Geheimniß dem Hauptmann Juan Vilarrrol, aus Medina del Campo gebürtig, mit, führt ihn zu den Cerro de Potosi, und zeigte ihm den Reichthum desselben. Dieß war der erste Spanier,

der diesen Boden untersuchte; er bearbeitete mit dem Haupte manne Diego Centeno, vereinigt, diese reiche Ader, die noch heutiges Tages unter dem Nahmen la descubridora de Centeno (die Entdeckung des Centeno) bekannt ist.

Nach dem die Wahrheit der Sache bestägt war, kamen aus der 28 Meilen davon entfernten Stadt de la Plaza 3000 Indianer mit 175 Europäern hieher, und legten den ersten Grund zu der neuen Stadt, eine halbe Meile von dem Cerro (Hügel). Dieser hat die Gestalt eines Kegels oder Zuckerhuts, in einer senkrechten Höhe von 640 Ellen, anderthalb Meilen in Umkreise. Seine rothe oder dunkelgraue Farbe war damals mit Schnee bedeckt, und einige Zeit hernach mit Gras und Gestrüppe bedeckt, welches die eingebornen Quinuaules nennen, und dessen man sich bediente, um Feuer anzumachen, (das Mittel, wie gesagt, wodurch die Entdeckung geschah), bis die Fortdauer des Verbrauchs den Cerro und die angränzende Gegend ganz davon entblößte, so daß heut zu Tage das Holz zum Bergbau aus ziemlich entfernten Orten herbeigeschafft wird. —

Kaum war der schwache Grund der Stadt gelegt, als die bürgerlichen Kriege, welche das Königreich verwüsteten, ihre Wuth so weit erstreckten, daß derselbe gänzlich, wieder zerstört wurde. Der unglückliche Aufstand des Gonzalo Pizarro und die Grausamkeiten seines Obersten, Francisco Carvajal, und die Hauptleute Alonso Márquez und Marcos Gutierrez vernichteten die kleine neue Stadt, die noch im Entstehen war; in wenig Tagen brachte Carvajal 700000 Pesos zusammen; Márquez stürzte die Stadt in das größte Elend, und Gutierrez brachte über 80 Spanier

um, raubte das ganze aus dem Bergwerk genommene Kapital, und zog sich nach Cantumarra, zurück, wo er aber in der Schlacht getötet wurde, welche ihm der Hauptmann Francesco Centro in Nahmen des Königs lieferte.

Diese Störungen und Unglücksfälle, welche diese Niederlassung im Jahre 1546 betrafen, sind Ursache, daß viele Geschichtschreiber die Gründung dieser Stadt in das Jahr 1547 setzen, als in welchem man anfing, die Häuser derselben aufzubauen, ihre Straßen abzumesen, und einige von ihren Kirchen zu errichten, und ihren Titel: die Kaiserstadt gab, zu Ehren des damaligen Königs von Spanien, und Kaiser von Deutschland Karls V. —

Von der Zeit an, verbreitete sich der Ruf von Potosí Reichthum in Amerika und Europa überall. „Die Minen von Potosí, sagt der Schriftsteller Gomara, sind die ergiebigsten von Peru und in der ganzen Welt, denn ein Centner Erzstufen gibt mehr als einen halben Centner Silber.“ —

Barate sagt: „In kurzen wurde diese Niederlassung mit mehr als 7000 Indianern bevölkert, deren jeder ohne Wiederrede alle Wochen seinem Herrn zwei Mark Silbers mit so großer Leichtigkeit ablieferte, daß man wohl einsah, sie behielten weit mehr für sich zurück, als sie abgaben. Dieser Überfluß erzeugte einen sehr hohen Preis der Lebensmittel in Potosí.“

Nachdem das Reich durch den Tod des Gonzalo Pizarro, der 1548 hingerichtet wurde, beruhigt war, theilte der Licentiat Pedro de la Glasea, Indianer und Güter unter die Treugesinnten aus, und dabei wurde das Bergwerk von Potosí dem Hauptmann Diego

Centeno angewiesen; aber in eben demselben Jahre starben mehr als 40 Europäer, und die schrecklichsten Eruptionen und innerlichen Unruhen nahmen ihren Anfang, die bis zu Ende des Jahrhunderts dauerten, welche die Stadt mit Blut, Unglück und Elend bedeckten; deren Grauel hier zu erzählen weder angenehm noch nöthig sind.

Im Jahre 1553 bekamm die Stadt vom Könige ein Wappen, einen Senat und Stadtrath aus de la Plaza; und im Jahr 1572 erhielt diese Niederlassung erst Festigkeit und Dauer, und wurde durch den berühmten Vice-König von Peru, Don Francesco Toledo, welchen die Spanier den Solon von Peru nannten, erst ordentlich und zweckmäßig eingerichtet. Als dieser persönlich die Rechnungen in Potosí untersuchte, fand er, daß in den 27 verflossenen Jahren, seitdem dieses Bergwerk betrieben worden war, der König von Spanien 76 Millionen reines Silber, das heißt, jeder Pesos zu 13 Realen und 1/2 als den 5ten Theil der Ausbeute, als Tribut erhalten hatte. —

Dieser ungeheure Reichthum macht den Aufwand ganz glaubhaft, der von den Einwohnern der Stadt bey öffentlichen Feierlichkeiten gemacht wurde. Bey dem Treste der Proklamation Königs Philipp's II. im Jahre 1556 überstieg er 8 Millionen, und 1559 betrugen die Kosten der Feier des Leichenbegräbnisses des Kaisers seines Vaters mehr als 150000 Pesos, weil damahls das Pfund Wachs 12 Pesos galt.

Aber der Reichthum des Cerro bey Potosí erregt noch mehr Erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Scheidung des Erzes auf eine rohe und grobe Weise geschah, ohne Mühlen oder Pochwerke, in welchen die Erze klein-

germälmet werden können, ohne die Hälfte des Quecksilbers zur Amalgamirung, und ohne bestimmte und regelmäßige Anweisung der Indianer, sowohl der Arbeiter als Handlanger! Diesen Übeln half der erwähnte berühmte Vice-König Toledo ab, und verschaffte dadurch dem Reichthum des Staats und seiner Glieder einen neuen großen Zuwachs; denn im Jahr 1572 fand man schon, daß die Abgaben von den geschmolzenen Silberbarren 216,517 Pesos, 3 Realen betrugen, und durch diese neuen Verbesserungen beliefen sie sich im Jahre 1585 auf 1,526,455 Pesos 1 Real, welche Ausbeute länger als 60 Jahre fortduerte. —

Es war also erwiesen, daß die Einführung des Gebrauchs des Quecksilbers bey der Schmelzung der Erze, die Pedro Fernandes de Velasco im Reiche in den Gang brachte, und welche Verfahrungsart der Vice-König Toledo beförderte, den großen Verlust von Silber verhinderte, den man, nach der alten Art zu verfahren litt, und daß der Gebrauch der Maschinen, vielen Aufwand und Zeitverlust beim Bergbau ersparte. —

Ein Gegenstand, über welchen sowohl unter den spanischen Gelehrten als auch einigen Ausländern schon viel gestritten worden, ist der, daß man sich in spanischen Amerika der eingeborenen Indianer zur Bergwerksarbeit und zur Betreibung der Maschinen bedient. Einige finden hierin die Quellen alles Unglücks, und die andern den Grund alles Reichtumes darinnen. — Dieser Dienst, den die Indianer bey den Bergwerken verrichten müssen, heißt in Peru Mita, und in den Provinzen von Mexico Tanda.

Über die Mita sind besondere Königliche Verordnungen vorhanden, welche dabei befolgt werden müssen, die dahin abzwecken, jene Übel vorüber dabei geklagt wird, zu verhüten,

Dieses Silberbergwerk lieferte so viele Ausbeuten, daß es Leute gab, die ein Vermögen von 20 Millionen durch erwarben. — Unter andern starb im Jahr 1699 ein gewisser Sinteros plötzlich, und hinterließ ein Vermögen von 20 Millionen, welches er dem Vice-Könige und einigen andern vornehmen Regierungsbeamten testamentlich vermachte; und im Jahre 1699 starb Don Antonio Lopez de Quiroga, in einem hohen Alter, wobei man fand, daß er nur allein den Könige an fünf Theilen und Abgaben für sein gewonnenes Silber bis 15 Millionen Pesos nach und nach entrichtet hatte — andere noch häufige Beispiele von dadurch reich gewordenen Leuten von 4, 6, bis 8 Millionen zu geschehen.

Aber eben dieser übermäßige Reichthum, welcher dieses Bergwerk hier erzeugte, wurde der Beförderer des verderblichen Luxus, und die Ursache des nachherigen Verfalls der Stadt, zu welcher sich hernach der höhere Preis des Quecksilbers und der Mangel an Indianern zur Bergwerksarbeit gesellten! —

Man traf nach und nach bessere Anstalten, um diesen Übeln abzuholzen, und brachte es endlich so weit, daß, durch bessere Einrichtungen, von Jahr 1773 bis zum 1790 — 8,219,384 Mark Silbers ausgemünzt wurden; und von 1780 bis 1790 wurde auch 20,860 Mark 6 Unzen Gold ausgeprägt. Im Jahre 1780 wurde allein im Gold 3532 Mark, und im Jahre 1778 — 577,579 Mark Silber ausgemünzt. —

Eine unablässige Aufmerksamkeit auf die Einrichtung aller Zweige der Königlichen Einkünfte des Don Juan Pinno Manrique, welcher als Intendant im Jahre 1782 von Lima nach Potosí geschickt wurde, bewirkte, daß die Stadt jetzt jährlich 1,200,000 Pesos dem öffentlichen Schatz an Abgaben einbringt.

Die jetzige Bevölkerung von der Stadt ist aber noch weit geringer als die ehemalige; sie besteht aus 18,181 Seelen, nämlich 256 Nonnen, 3482 Spanier, 4872 Mestizen, 8559 Indianer, 10,12 Neger, Mulatten und andere Bastarden.

Die Hauptstadt Mexico in Vice-Königreich Alt-Mexico oder Neu-Spanien in Amerika.

Die Hauptstadt Mexico ist die größte und prächtigste Stadt im ganzen Amerika, hat breite, gerade Straßen, liegt am nördlichen Ende eines Sees auf einigen kleinen sumpfigen Inseln, zu welchen man auf 3 breiten auf Grundpfählen gut gebauten Dämmen gelangt. Sie ist auf den Trümmern des im Jahre 1521 von Cortes zerstörten Mexikos gebaut worden. Hier ist eine Universität, der Sitz eines Erzbischofs, ein Inquisitionsgericht, 29 Kirchen, 55 nach andern 40 Klöster, eine Münze, in welcher alles Gold und Silber aus dem Bergwerken ausgeprägt wird, ein Palast des Vice-Königs, mehrere öffentliche Plätze und Spaziergänge, eine merkwürdige kostbare Wasserleitung, die aus einem 6000 Klafter entfernten Berge sehr gesundes Wasser herbeiführt; es gibt hier viele Maler, Bildhauer, Gold-

schmiede, Silberarbeiter, Juvelierer und Bijouteriehändler, Kupfer-Zinn- und Eisenarbeiter, Tabaksfabriken auch ist hier neuerlich eine Akademie der schönen Künste errichtet worden. Hier ist auch eine Bergwerkschule, Mahler-Kupferstecher- und Bildhauer-Akademie, und andere öffentliche Unterrichtsanstalten, zwey Mädchen Erziehungsanstalten, zehn Hospitäler.

Die Kirchen in dieser schönen Hauptstadt sind außerordentlich prächtig ausgeschmückt und von einer schönen Bauart; Dächer und Balken sind meistens übergoldet, die meisten Altäre mit Säulen von den schönsten und seltensten Marmor verziert, und die Stiegen von allerley kostbaren Holze verfertigt; die Tabernakel sind so schön und kostbar, daß der geringste auf 10,000 Dukaten geschätzt wird. Die Kirche zum heiligen Jakob in der Hauptstadt besitzt. z. B. einen silbernen Luster (Leuchter) mit 300 Armen, nebst hundert silbernen Lampen, deren Werth auf 400,000 Dukaten geschätzt wird. Der innerhalb der Kirchen befindliche Reichthum an silbernen und goldenen Geräthschaften, unter welchen viele mit den schönsten, seltensten und kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt sind, ist erstaunlich groß, und würde die Bewohner eines ganzen Landes alle reich machen. Die Paläste des Vice-Königs und Erzbischofs sind auch sehr prächtig. Auch unter den vielen Gasthöfen gibt es manche prächtige.

Die Gestalt dieser großen Stadt, welche mehr Einwohner zählt, als Madrid (die Hauptstadt in Alt-Spanien in Europa) bildet im Ganzen genommen, ein Viereck, die Straßen sind gerade und gut gepflastert, laufen gegen die 4 Hauptwinde, und geben ihr beynahs das Aussehen eines Schachbrettes; daher kann man sie auch nicht nur aus der Mitte, sondern auch aus jeder Ge-

gend derselben ganz durchsehen. Diese Stadt ist allezeit die Residenz eines spanischen Vice - Königs gewesen, welcher hier als Repräsentant des Königs mit allem Glanze einer königlichen Würde lebt. Seine Hofhaltung ist, so wie die der andern spanischen Unterkönige, nach dem Muster des Hofs zu Madrid eingerichtet. Der ganze Aufwand, den die Unterhaltung dieser außerordentlichen und beständigen Regierungsverfassung kostet, wird aus den Einkünften des Königs von Spanien bestritten. Zwar ist in neuern Zeiten die vom Geseze einem Vice - König von Mexiko bestimmte Summe jährlich auf 40000 Dukaten festgesetzt allein; diese Besoldung macht nur einen kleinen Theil ihrer Einkünfte aus. Die Ausübung einer sich auf jedes Fach der Regierung erstreckenden unumschränkten Gewalt, und die Macht, viele einträgliche Ämter zu vergeben, gibt ihnen häufig Gelegenheit sich zu bereichern. Man hat beobachtet, daß dergleichen Unter - Könige in Mexiko an ihrem Nahmenstage, blos an Geschenken gegen 60,000 Pesos erhalten haben. — Zu denen, die man für erlaubte Einkünfte halten kann, kommen oft sehr große Summen durch Expressungen, die schwerlich zur Kenntniß des Hofs in Europa kommen können, welcher so weit davon entfernt ist. Auch durch Alleinhandel mit gewissen Waren, durch einen einträglichen Anteil an Handelsunternehmungen, Nachsicht bey Unterschleisen der Kaufleute u. dgl. kann ein dortiger spanischer Unter - König bald ein großes Vermögen zusammenbringen. Die Könige von Spanien wissen dies auch, und ertheilten daher den Vices Königen ihre Bestallung nur auf wenige Jahre. — Allein eben dieses verursachte auch, daß solche oft desto habsgütiger werden, und sich alle mögliche Mühe geben, ge-

schwind reich zu werden, und jeden Augenblick einer zu Ende eilenden Macht zu benützen. —

Weil die Stadt Mexiko auf einem durch Kunst ausgetrockneten sumpfigten Boden gebaut ist, so stößt man beym Graben bald auf Wasser; und man kann sagen, daß die Leichen daselbst nicht so wohl begraben als ins Wasser gesenkt werden. — Die großen Gebäude müssen daher oft ausgebehfert werden, weil sie, wegen des wässerigen Grundes, allmählich sinken.

Die Einwohner reiten oder fahren gewöhnlich des Nachmittags um 4 Uhr auf einen schönen Platz, welcher Alameda genannt wird, spazieren. Dieser Lustort ist reihenweise mit Bäumen, durch welche kein Sonnenstrahl dringt, besetzt; gemeiniglich trifft man hier um diese Zeit über 2000 Kutschen an. Hinter den Kutschen der Mannspersonen gehen viele leibeigene Mohren in kostbaren mit Gold und Silber besetzten Kleidern, seidenen Strümpfen, mit Bandrosen auf den Schuhen, und den Degen an der Seite. Wenn der Vice-König auf diesem Spazierplatze erscheint, wie nicht selten geschieht, so hat er ein Gefolge, welches dem des Königs von Spanien sowohl an Pracht, als Herrlichkeit gleich zu seyn scheint, bey sich. Die Damen oder die vornehmen Frauenzimmer haben einen Schwarm Indianerinnen, meistens Mulatten, in Seide gekleidet, und mit vielen Edelsteinen geschmückt, hinter sich hergehen. Diese Mädchen sind gemeiniglich so reizend angekleidet, und haben meist ein so natürliches gefälliges Wesen an sich, daß sie sich dadurch viele Liebhaber unter den Spaniern anlocken. — Gemeiniglich tragen sie einen Unterrock mit goldenen und silbernen Borten oder Spitzen besetzt, nebst einem breiten mit goldenen Fransen besetzten Bande von einer hellen Farbe, von welchen beyde Enden bis auf die Füße her-

abhängen. Ihre Leibeln haben keine Ärmel, und werden mit einem Gold- oder Silberbande angeschlirt; ihre Leibgürtel sind von Gold- oder Silber gestickt, und hängen bis an den Rocksaum herunter. Die Haare bedecken sie mit einer gestickten Haube, und stürzen eine Flohrkappe darüber, welche mit einem Farbigten (bunten) oder goldenen Bande leicht zugebunden wird. Vorne am Kopfe wird das Band Kreizweis übergeschlagen, auf welchen meistens einige Worte von verliebten Inhalt gestickt sind. Der Busen und der ganze Hals ist mit der zartesten und feinsten Leinwand bedeckt. Diesen Anzug tragen sie sowohl zu Hause als beym Spazierengehen; nur hängen sie, wenn sie ausgehen, noch einen Mantel von der allerfeinsten Leinwand, mit Band besetzt, um sich, meistentheils hängen sie ihn über den Kopf, so daß er nur bis an die Mitte des Leibes reicht, folglich ihren Gürtel und übrigen Schmuck sehen läßt. Einige hängen ihn nur auf die eine Achsel, ziehen ihn unter dem rechten Arme durch, und werfen das Ende desselben über die linke Achsel, damit sie beyde Arme frey haben, und die Schönheit derselben sehen lassen können. Andere tragen statt des Mantels einen kostbaren langen seidenen Rock, schlagen einen Theil davon über die Achsel, und halten das Übrige desselben mit der einen Hand empor, damit man ihre schönen Waden und niedlichen Füßchen betrachten kann. Ihre Schuhe sind sehr hoch, und haben mit einem silbernen Rande besetzte Sohlen, die mit kleinen silbernen Zweckchen mit breiten Köpfchen besetzt sind. Meistens sind diese Frauenzimmer Leibeigene, oder solche gewesen, und haben ihre Freyheit gar oft der Liebe zu danken.

Die Frauenzimmer in Mexiko sind besonders den Europäern sehr geneigt, und heurathen sie, wenn sie auch ganz

ganz arm sind, dennoch lieber als die Creolen. Daß hier sind die Creolen immer neidisch gegen die Europäer, oder europäischen Spanier, und suchen sie mit allerley Stichelreden immer zu neken und zu verhöhnen, welches die neu angekommenen Spanier öfters so übel nehmen, daß nicht selten die größten Raufereyen unter beyden Parthenen daraus entstehen, wobey oft mehrere Personen tott auf dem Platze geblieben sind.

In Mexiko herrscht die Neigung zur Pracht oder zum Luxus unter allen Standen sehr. Die Kutschen der Vornehmen sind kostbarer als an den vornehmsten europäischen Hößen; man spart, um sie heraus zu pußen, weder Gold, Silber, Edelsteine, noch die kostbarsten Goldstoffe und chinesischen Seidenzeuge. Sogar die Pferdezähme sind oft mit Edelsteinen besetzt, und das, was anderswo von Eisen verfertigt wird, ist hier öfters von Silber; Kutschen deren Räder mit Silberreifen beschlagen sind, findet man oft auf den Strassen. Man sagt gemeinlich daselbst im Sprichwort: zu Mexiko giebts vier schöne Sachen; nemlich Frauenzimmer, Kleider, Kutschen und Gassen. Bey Vornehmen sind Hutschnüre von Diamanten ganz gemein, und geringe Handwerksleute tragen ganze Schnüren von Perlen um den Hut. Gegen Kirchen und Klöster sind die Einwohner sehr freigebig, und machen ihnen reiche Geschenke und Vermächtnisse, stiften Klöster, oder lassen sie auf ihre Kosten neu bauen, und sezen ihnen in ihren Testamenten jährliche Einkünfte aus.

Die Geistlichkeit besitzt überhaupt in Mexiko sehr viele Reichthümer und große Einkünfte. Der erzbischöfliche Sitz von Mexiko hat elf Bischöfe unter sich. Die Einkünfte aller dieser Bischöflinge schätzt man schon im Jahre 1697

auf eine Million und 20,000 Piaster, welche sich in der neuern Zeit sehr vermehrt haben. Die Kosten des Baues der Domkirche haben über eine Million und 52,000 Piaster betragen.

Der Palast des Vice-Königs ist ein prächtiges Gebäude und noch ein Werk des berühmten Cortes, welcher Mexiko eroberte. Der Hof desselben ist mit einem eisernen Geländer eingefasst, sehr geräumig, und in der Mitte desselben steht auf einem breiten Gestelle ein schönes metallenes Pferd.

Die Lage der Stadt ist ganz eben, sie hat drey französische Meilen in der Länge, und ist an manchen Stellen eben so breit, Die Straßen sind so breit, daß sechs Kutschchen neben einander fahren können; die Stadt ist mit vielen Kanälen durchschnitten, welches den Transport der Handelsgüter sehr erleichtert. Auf denselben kommen gleichsam ganze Flotten von Schiffen mit dem wohlgeschmeckendsten Obst und schönsten Blumen aus den umliegenden Orten in die Stadt zum Verkauf, welches einem schönen Garten ähnlich sieht. Der Haupt-Marktplatz ist so groß, daß die Einwohner, wenn ein Stiergeschichte oder Ringelrennen, oder sonst ein öffentliches Spektakel gegeben wird, kaum den dritten Theil desselben anfüllen. Mitten auf demselben steht auf einem mar- mornen Pfeiler ein sehr schön gearbeiteter metallener Adler, und um denselben vier Reihen hölzerner Buden (Hütten) in welchen alles, was von Seide, Gold, Silber, feiner Wäsche, Spizien, Bänder, Kopfzeugen und Putzwaaren für Frauenzimmer schicklich ist, und andere Modewaaren zum Verkauf angetroffen wird. Es giebt in der Stadt sehr schöne und geräumige Amphitheater, die für die Comödien und andere öffentliche Lustbarkeiten

bestimmt sind. Die Stadt wimmelt von reichen Adelschen und andern reichen Privatpersonen und solchen, die ihrer Verdienste wegen, in großen Ansehen stehen.

Die Häuser sind bequem, und sehr schön gebaut; die höchsten haben drey Stockwerke. Fast alle Wände sind äußerlich mit kleinen Kieselsteinen von allerhand Farben überzogen, welche gemeiniglich als Herzen, Sonnen, Sterne, Blumen u. dgl. auf mancherley Art geformt sind, so daß das ganze einen sonderbaren doch aber nicht unangenehmen Anblick gewährt. Die Hausthüren sind groß und hoch; die Fenster haben gemeiniglich eiserne Altane, Balkone, welche meistens die ganze Seite des Gebäudes einnehmen, und das ganze Jahr hindurch mit vielen schönen Blumen, mit Pomeranzen, oder andern Orangeriebäumen in Gefäßen besetzt sind; denn zu Mexiko ist gleichsam ein immerwährender Frühling, die Winterung ist hier so angenehm und gemäßigt, daß man nie weder eine beschwerliche Hitze, noch eine Kälte, die das Einheizen nöthig macht, empfindet. Die Einwohner, deren Anzahl sich auf 150000 beläuft, bestehen aus Spaniern, Creolen, Mestizien Mulatten, Mexikanern und Negern.

Die in der Stadt wohnenden Mexikaner sind geschickte, arbeitsame und thätige Leute, katholische Christen, und weil sie sich stark auf den innern Handel legen, beynahe alle reich. Einige ihrer Vornehmten leben in so großen Ansehen, als manche hohe Standespersonen von spanischer Abkunft, besonders die, welche von dem Geblüte des alten mexikanischen Königs Montezuma abstammen, während dessen Regierung Cortes in das Reich eindrang, und es eroberte, und die noch Fahrgelder aus dem spanischen Schatz genießen, damit sie desto

leichter ihren Stande und ihrer Herkunft gemäß leben können. Einige Nachkommen des Montezuma leben auch in Spanien.

Unter die angenehmsten Merkwürdigkeiten von Mexiko gehören unstreitig die schwimmenden Gärten. Nur die Natur selbst konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug zugestehen. Sie nahmen bereits in den dürtigsten Zeiten ihren Ursprung. Als nämlich die Mexikaner zu Anfang des 14ten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuac und Tepanecan unterjocht und auf ihren Seen eingeschränkt, fast ohne Land sich gezwungen sahen, sich künstliches Ackerland zum Unterhalt zu verschaffen. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen flocht man zu einer großen Hürde, verband sie noch dichter durch leuchtes Gesträuch, und bedeckte dieses alles mit fruchtbaren Erdreiche. So übergab man das Ganze dem Wasser, bepflanzt mit Mais, grossen Pfesfer und Küchenkräutern. Dies waren die ersten Felder, welche auf dem See schwimmend den Mexikaner seine dürtige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexiko mächtig und groß ward, verwandelten sich die schimmernden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten. In dieser Gestalt dienen sie noch jetzt den Reicher zu Vergnügen. Mit den wohlriechendsten schönsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf den weiten See mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Unmuth dahin. Die grösseren Gärten dieser Art haben in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen und Sturm zu schützen. Will der Eigenthümer der Chinampa (so nennt man diese schwimmenden Gärten) sie fortbewegen dann wirft er sich oft nur allein, oder wenn die Masse sehr groß ist, mit mehreren in ein kleines Boot, und

führt den Garten dahin, wo es ihm gefällt. Täglich kommen vier große Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern die auf den schwimmenden Gärten gezogen sind, durch den Canal in die Stadt zum Markte.

Die Manufakturisten und Künstler wohnen in Mexiko in eigenen Straßen und Bezirken. So findet man z. B. in der Straße la Plateria lauter Gold- und Silberarbeiter, Juwelirer und Bijouteriehändler, in der Straße Tacuba Eisen-, Kupfer- und Zinnarbeiter, und in der Straße St. Augustin nichts als Seidenhändler. Die große königl. Tabaksfabrik soll gegen 7000 Personen beschäftigen.

In Ansehung der Handelsgeschäfte ist Mexico der Mittelpunkt alles Handels, zwischen Amerika und Spanien, und Amerika und Ostindien. Der dadurch erzeugte Reichthum und Luxus ist daher so ungeheuer groß, wie oben angeführt wurde.

Mexiko hat weder Mauern noch Thore, aber in der Nähe die Festung St. Juan d' Ullva.

Die umliegende Gegend ist sehr angenehm, und enthält viele Paläste Landhäuser und Klöster.

Vergl. Kutschers Amerika B. 3. Schleswig, 1804. gr. 8.

Übersicht berühmter Männer, welchen wir die, seit verschiedenen Jahrhunderten in Europa vorgekommenen, neuen Erfindungen und Entdeckungen zu verdanken hab.n.

Christoph Columbus, ein Genueser, entdeckte im Jahre 1492 den vierten Welttheil. Martin Bochheim,

ein Portugisscher Ritter, und zwey Schweden sollten ihm dem Vorzug der Entdeckung streitig machen.

Johann Kepler, Kaiser Rudolphs Astronom, hat zuerst im Weltgebäude eine anziehende Kraft vermutet, deren Gesetze nachher Newton erwiesen.

Leonhard Fibonacci, von Pisa, brachte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die Rechenkunst, die ersten Elemente der Algebra oder Buchstabenrechnung, von Bugia aus Afrika, wo er es von den Arabern lernt, nach Europa über, Franz Vieta von Fontenay hat sie nach ihm in Bas Poitou 1560 nur erweitert.

Im Jahre 1201, brachten die Mauren Astronomie und Geographie nach Europa.

Nikolaus Copernicus, Domherr in Ermland, geboren zu Thoren in Preußen 1472, gestorben 1543, ist der Baumeister des wahren Weltgebäudes.

Das erste Regiment, das Bayonette führte, war ein französisches Fuzilirregiment, welches Ludwig XIV. im Jahr 1670 errichtete. Das Gewehr bekam seinen Namen von Bayonne, der Stadt, wo man es erfand.

Köhlerreiter, ein gelehrter Würtenberger, lehrte zuerst durch Übertragung des Blumenstaubes in die Narbe der Staubwege, Bastartypfanzan hervorzubringen.

Das Berliner blau erfand Dippel, der 1734 gestorben ist.

Die Erfindung des Bieres ist schon alt; schon Diodor sagt, das Bier des Osiris in Egypten sey dem Weine gleichgekommen. Schon 1482 nannte man in Klöstern das starke Bier, Paterbier, und das Nachbier Conventbier, oder endlich Kofent.

Ein griechischer Arzt aus Konstantinopel lehrte zuerst 1613 das Einimpfen der Blattern, auf den Universitäten Oxford und Padua.

Die Bomben sollen 1585 durch einen Bürger von Vanlo erfunden, und von den Engländer Maltes 1634 zuerst in Frankreich eingeführet worden seyn.

Vimengo Castracariola, ein Schuster aus Vologne, hat zuerst die leuchtende Eigenschaft der Bolognesersteine wahrgenommen.

Pater Kircher, versuchte durch Zusammenstellung flacher Spiegel den Brennpunkt des Brennspiegels zu verlängern. In unsern Zeiten hat dieses von Buffon weiter ausgeführt.

Von Tschirnhausen, hat zuerst die größten Brenngläser mit dem Collectivglase, wie auch die größten Hohlspiegel verfertigt. Die Brillen waren schon im dreyzehnten Jahrhundert, nach dem Robert Bacon, bekannt. Schon der Meissner, der Minnesänger, gedenkt ihrer im Jahre 1270, als eine Verjüngung alter Augen.

Die Buchdruckerkunst wurde 1440 zu Mainz durch die beweglichen Lettern zur Vollkommenheit gebracht. Die ersten Versuche mache man 1436.

Die Destillirkunst entstand 1150; das Drathziehen 1440 von Rudolph einem Nürnberger.

Die Fayeme, oder das feine, weiße, irdene Geschirr, ist 1299 in Welschland erfunden worden.

Die Elydorische Malerey, oder die Art mit Ölfarben unter Wasser zu malen, ist eine Erfindung des Französischen Malers Monpetit.

Die Ferngläser mit einem dreyfachen Objektivglase, welches von zweyerley Glase, dem Flint- und Kronenglase,

zusammengefest ist, hat ein Engländer Namens Dol-
land, erfunden, nach der Berechnung des berühmten Eu-
lers.

Das erste Feuerschloß an Schüßgewehren ist 1517 zu
Nürnberg erfunden worden, vorher bediente man sich der
Lunte, und zum Spannen eines Rades.

Die Fieberrinde wurde 1649 aus Amerika nach Eu-
ropa gebracht. Ihr Gebrauch geht von 1680 fort, da
sie der Ritter Talbot aus England bekannt machte.

Der Engländer Tull hat die bey den Römern
ehemalige Kunst, die Fische zu verschneiden, damit sie
größer und fetter werden, wieder in die Küche eingeführt.

Die Erfindung der Geige ist noch älter als die
Kreuzzüge.

Wie hem in Hannover hat einen geographischen
Wagen erfunden, und 1771 bekannt gemacht, mit wel-
chem man alle Flächen, Berge, Wälder, Festungen,
Märkte der Armeen &c. richtig abmessen kann.

Im Jahre 1765, hat man in England die Eichen-
späne zum Garnen geschickt gefunden, und in eben diesem
Jahre hat Kankin, ein Holländer, sich des Heide-
krauts dazu bedient.

Die Döpfglasur erfand ein Töpfer zu Schlettstadt
im Unterelsäß, im dreyzehnten Jahrhundert.

Das Glas in Tafeln zu gießen, entdeckte Abraham
Theworh 1688. Die ersten Glasfenster kommen im
dritten Jahrhunderte vor.

Die ersten Glocken kamen 550 in Frankreich, in
Konstantinopel 871, und 1020 in der Schweiz auf.
Man erfand sie zu Nola in Kampanien gegen 400. Vor-
her berief man die Leute zum Gottesdienste durch An-
schlagung der sogenannten heiligen Bretter.

Die Harmonica, ein musikalisches Instrument aus gläsernen Glocken hat Franklin in Pennsylvania erfunden.

Der Schweizer Marish, erfand zu Anfang dieses Jahrhunderts die Art, Kanonen aus dem Ganzen zu bohren.

Die Erstoffeln oder Amerikanischen Erdäpfel hat der berühmte Engländer Franz Draka 1586. zuerst nach Europa gebracht. In Deutschland sind sie zuerst 1650 bekannt geworden, und zuerst im Voigtlante gepflanzt.

Leonhard Fuchs, Professor der Anatomie in Tübingen, der 1565 starb, hat die Botanik in Deutschland wieder bekannt gemacht.

Das Kupferstechen ist zu Bokolt im Münsterischen durch Israel von Mecheln, oder von Mainz gegen das Jahr 1440 erfunden, Tiniguerra erfand es 1460 für Italien. Das Radieren oder Ezen war schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bekannt, z. B. die gezeichneten Blätter des Dürer von 1512. Kupferstiche mit verschiedenen Farben erfand Loßmann 1626, und Le Blond in Frankreich hat sie vollkommener gemacht.

Die erste Kutsche zu Paris war die, welche der König Ladislaus in Ungarn der Königin verehrte.

Harrison hat in England 1753 die Seeuhr zur Entdeckung der Meereslänge erfunden, welche er Zeithalter nennt. Dergleichen hat auch Le Roy in Frankreich verfertigt.

Durch die Kreuzzüge ward im Deutschland die Leibeigenschaft aufgehoben.

Die erste Lotterie hat Laurentio Notti, ein Engländer, 1657 zu Paris eingeführt.

Otto Gue rike, Bürgermeister in Magdeburg, erfand die Luftpumpe, er erklärte sie zu Regensburg 1654 dem Reichstage.

Der Engländer Canton, erfand die künstlichen Magneten.

Erato, entwarf zum erstenmale den Schatten eines Weibes und Jünglings, und legte durch die Silhouette den Grund zur Zeichnung und Malerey.

Die Malerey mit Ölfarben auf Leinwand ist 1410 zu Brügge durch Johann von Eyk erfunden worden. Mit ihm entstanden die acht Malerschulen: die Römisiche, Florentinische, Lombardische, Venetianische, Deutsche, Flammendische, Holländische und Französische.

Die Kunst, den Marmor zu färben, erfand Michael Angelo Vammon aus Florenz im Jahre 1656.

Das Marschiren mit gleichen Schritten, führte der König von Preussen Friedrich Wilhelm der Erste unter seinen Soldaten zu erst ein.

Die Leipziger Messe nahm 1268 ihren Anfang.

Das Meßtischchen erfand Johann Prantorius, Lehrer der Meßkunst in Altorf. Er starb 1616.

Die Minen erfand gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Francesco de Georgio, ein Ingenieur. Der Hauptmann Pietro Navarra verbesserte sie 1500.

Johann Hevelius, ein Rathsherr zu Danzig, versorgte 1647 die ersten Mondkarten. Er nahm auch zuerst die Libration des Mondes wahr. Grimaldi gab den Mondteichen ihre Namen, die in der Sternkunde geblieben, und selbst den Heveliuschen vorgezogen werden.

Die Regimenteruniformen hat Ludwig XIV. zuerst eingeführt.

Im Jahre 1330 hat ein Pariser, Johann de Meurs, statt der alten Punkte in der Musik, die Noten erfunden. Man findet aber in seinen Schriften nichts davon.

Die neue Art Noten zu drucken, erschien 1755 zu Leipzig in der Breitkopf'schen Buchdruckerey.

Das opus malei, oder die Art, mit einem spitzen Hammer in Kupfer zu stechen, damit man schwache oder starke Punkte, nach Bewandniß der Schatten, einschlug, ist aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Paul Flint von Nürnberg lieferte die ersten Platten 1592.

Die erste Orgel erschien in Frankreich und Italien 758.

Pantaleon Hebenstreit erfand das musikalische Instrument Pantalon, und es ward 1718 am Dresdner Hofe zuerst bekannt.

Das Türkische Papier hat man in Deutschland erfunden.

Die ersten Landschaften in Pastell malte 1683 Alexander Heile zu Dresden. Loriot, ein Pariser legte 1753 die erste Probe ab von seinem Geheimnisse die Pastelgemälde dauerhaft zu machen.

Huygens erfand die Pendeluhrn 1647 in Holland.

Von Linnee hat eine Speise entdeckt, wovon die Perlenaustern größere und vollkommenere Perlen anzusehn.

Nicher, ein Engländer, beobachtete 1762, daß ein Perpendikel, der zu Paris eine Sekunde schlägt, verkürzt werden müsse, wenn er auf der Insel Cayenne die

Sekunde schlagen soll, und daß daher ein Pariser Pfund auf Cayenne kein Pfund mehr, sondern weniger ist.

Brand erfand den brennenden Phosphor 1675. Er war ein Deutscher. Baldwin einen hermetischen Phosphor 1677.

Die Schattenmahlerey stammt von Saurins, welcher den Schatten eines in der Sonne stehenden Pferdes malte.

Pfannenschmied, ein Goldschmied in Quedlinburg erfand den trockenen Weg Gold und Silber zu scheiden.

Im Jahre 1525 erfand Guido Aretin die Kunst, die Töne mit Punkten auf fünf Linien zu setzen, sowie die Schlüssel und die sechs ut - re - mi - fa - so - la. Der Franzose de Maitre setzte in siebenzehnten Jahrhunderte noch das si hinzu.

Die Kreuzzüge brachten, statt der schwarzen Mäler, welche die Araber und Perser für Schönheit halten, die Mode der Schminkeplasterchen zu uns.

Kepler entdeckte zuerst an den Schneeflocken von 60 bis 120 Graden Ecken.

Die erste Chokolade brachte ein Spanier aus Mexiko 1520 nach Europa.

Die schwarze Kunst erfand ein Hessischer Obristlieutenant von Sisgen im Jahre 1648. Prinz Robert von der Pfalz lernte sie von ihnen, und machte sie vollkommener.

Prisonnier erfand ein Mittel, das Seewasser zu versüßen.

Der Kaiser Heliogabal trug das erste seidne Kleid im Jahre 220.

Die Seife schreibt Plinius den alten Galliern zu.

Das Siegellack soll von einem Französischen Kaufman Rousseau 1640 erfunden seyn. Der rechte Zeitpunkt ist zwischen 1550 und 1570 anzunehmen.

Tycho de Brahe erfand den Sextanten 1450.

Ein russischer Bauer Annican, entdeckte unter dem Kaiser Geodor Sibirien.

Karl VI. von Frankreich führte die erste stehende Armee ein.

Das Sonnenmikroskop erfand zu Berlin Lieberkühn 1740.

Ein Jesuit Scheiner entdeckte die ersten Sonnenflecken 1611.

Des ersten Sprachrohrs erwähnt der Pater Kircher 1630.

Die ersten Stecknadeln wurden in England 1543 gemacht; vorher gebrauchten die Frauenspersonen kleine hölzerne Stifftchen.

Das Stricken mit Nadeln ward im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erfunden.

Das Spinnrad ist zu Braunschweig durch einen Bürger, Namens Jürgen, 1530 erfunden.

Die ersten seidenen Strümpfe trug Heinrich II. von Frankreich 1547 und in England die Königin Elisabeth 1561. Der Strumpfwürkerstuhl kam zuerst in England auf, und gieng von da nach Frankreich.

Die Tabakspflanze, welche die Spanier 1520 zu Yucatan fanden, und die schon der spanische Eremit Pano auf St. Domingo entdeckte, und ihren Gebrauch nebst der zweizackigen Tabakspfeife beschrieb, ist 1556 nach Europa durch einen Mönch gebracht. Karl V. brachte ihm in Kriege nach Deutschland mit. Die ersten Tabaksfabriken waren in Holland in Gouda.

Die Teleskope erfand der große Newton.

Das erste Pfund Thee brachte Lord Arlington aus Holland 1666 nach England.

Kornelius Drebbel erfand 1638 das Thermometer. Toricelli zu Florenz erfand 1643 die mit Quecksilber angefüllte Barometerröhre. Otto von Guerike studirte aus dieser Röhre die Schwere der Luft und die Veränderung des Wetters.

Wilhelm Harvey in England, entdeckte den Umlauf des Bluts im Menschen.

Peter Helle machte die ersten Taschenuhren 1500 in Nürnberg, so man damals Nürnberger Eyer nannte.

Der Jesuit Scheiner erfand die Storchschnabel.

Das malen mit gefärbten Wachse, mit Hülfe des Feuers, so die Alten Encaustica nannten, ist 1753 vom Grafen Caylus und Majault in Paris wieder erfunden worden.

Erfindung der Wassermühlen 555, der Windmühlen 1299.

Wehem in Hannover hat 1771 auf einfache Art den Spannagel der Deichsel herauszustossen, und die Pferde in Koller loszumachen gewiesen.

Der Weinbau kam 226 nach Deutschland.

Die Windbüchse erfand zu Nürnberg Johann Voßinger 1560.

Der Wechselhandel ist von 1229 her bekannt.

Robert Bacon soll die Zauberlaterne erfunden haben; doch scheint sie erst 1665 bekannt geworden zu seyn, durch Pater Kircher.

Die ersten Zeitungen in Frankreich schrieb ein Arzt Theophrast Remond 1631. Die gelehrten Zeitungen nahmen erst 1723 in Frankreich ihren Anfang. Die Leipziger gelehrten Zeitungen gab schon Krause 1715 heraus.

Die Zergliederungskunst ist erst im sechzehnten Jahrhunderte in Europa wieder eingeführt worden durch Andreas Vesalins aus Brüssel. Karl V. Römischer Kaiser, schrieb an die Universität Salamama: ob man mit guten Gewissen einen menschlichen Körper zergliedern könne, um dessen innern Bau zu entdecken.

Erasmus Heinhold bediente sich im Jahre 1540 zuerst in Deutschland der Camara obscura bey der Sonnenfinsterniß; aber man schreibt diese Erfindung gemeinlich dem J. B. Parta zu, der erst 1545 geboren wurde.

Der Graf von Turin versuchte zuerst fremde Thiere wärmerer Länder, wie ausländische Gewächse im Gewächshäusern, mit Nutzen zu erziehen.

In London erfand der Wundarzt Bernard hiesame Sonden von elastischem Gummi und elastischen Ohrmuscheln für Taubens.

Der Englische Wundarzt Mudge erfand eine Maschine, die alle Cartharranfälle, sonderlich wenn der Husten nicht alt ist, durch Einhauchen des Dunstes von mittelmäßig heißen Wasser hebt. Man zieht diese Dämpe eine halbe Stunde vor dem Schlafengehen in sich.

Der Herzberg in Schlesien erfand Zeichnungen von Kupferstichen auf Löffelwaaren einzugraben.

Im Jahr 1690 erfand Dener, ein Flöten mächer in Nürnberg, die Clarinette.

Friedrich Niisch machte die ersten anatomischen Wachseinspritzungen.

Otto von Guerike machte die ersten elektrischen Versuche mit einer Schwefelkugel.

Kepler hat zuerst der Laufbahnen der Planeten die Ellipse vorgeschrieben.

Dietrich Mayer von Zürich ist der Erfinder der weisen Eßgrundes.

Das erste Kindlingshospital errichtete zu Paris 1677 der Kanzler d'Ulligre.

Die ersten Gradierehäuser beym Salze im Längenhalze hat Matthäus Meth 1599 angegeben und zu Köthschau im Merseburgischen angelegt.

Dem Kaliberstab erfand George Hartmann aus Nürnberg 1540.

Christian Mume ein Braunschweiger, erfand das Bier die Mummen genannt.

Trembley hat die Vermehrung der Polypen durch den Schnitt 1743 erfunden.

Das Sächsische Porcellän erfand am Sächsischen Hofe Böttcher 1706. Er starb 1719. Das erste war braun; das weiße machte man erst 1709.

Die Posten in Deutschland wurden 1641 von Lamoral von Daxis errichtet.

Das Münzenprägwerk erfand gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderis Nikolaus Prior in Frankreich.

Der Haarpuder fällt ins sechzehnte Jahrhundert. Gegen Ende des vorigen puderten sich nur die Comedianten und Klopften ihm nach dem Akt wieder aus.

Barthold Schwarz von Freyburg in Deutschland erfand das Schießpulver 1330. Das erste Blüxenpulver gebrauchte man in Spanien 1334.

Barlow in England, machte 1676 die ersten Reisetiruhren.

Die ersten Salzgruben in Pohlen entdeckte man 1289.

Der Graf Carburi hat ein Papier erfunden, das nicht vom Feuer verzehrt wird. Dieser Erfindung zufolge hat der Senat zu Venedig eine Denkmünze auf ihm prägen lassen.

Die Montgolfieren, Luftbälle, Aerostaten, hat Montgolfier im August 1782 entdeckt.

In h a l t.

	Seite.
Versuche einer nordöstlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika.	1
Entdeckung und genauere Untersuchungen der Küsten im Nordmeer und stillen Meere.	3
Zufrieren des Meeres und schwimmende Eisschollen.	5
Die Stromgänge des Meeres.	10
Periodische Überschwemmungen einiger Flüsse.	13
Borri's, (eines der älteren Reisenden) Schilderung der höchst merkwürdigen Überschwemmungen in Cochinchina, und die dadurch entstehenden wohlthätigen Folgen.	14
Sonderbare Erscheinungen des Regen unter warmen Himmelsstrichen,	17
Ursache der grimmigen Kälte in Sibirien.	21
Verschiedene Temperatur der Winde.	23
Salziger Thau in Sibirien.	25
Merkwürdige Überbleibsel von Seethieren auf dem festen Lande.	26
Veränderungen des festen Landes durch Überschwemmung der Flüsse.	31
Merkwürdige Veränderungen an den Küsten durch die Ebbe und Flut, und durch die Bewegung des Meeres von Osten gegen Westen.	34
Wechselnde Quellen und Flüsse.	36
Enge Pässe des Amazonenflusses und des Flusses Connecticut in Amerika.	38
Das Caspische Meer.	39
Die Wasserhosen oder die Wassersäulen.	43

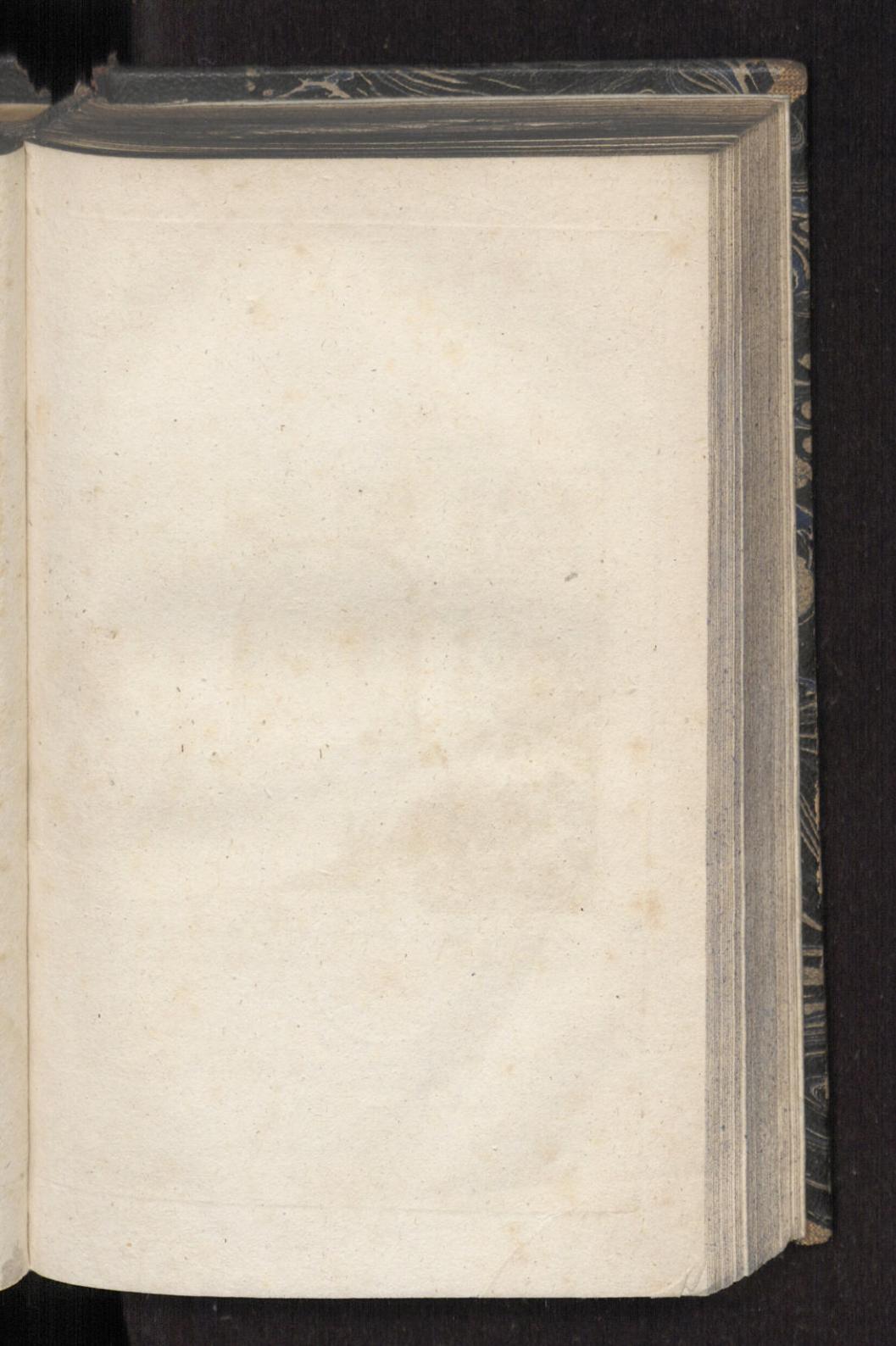
Seite.

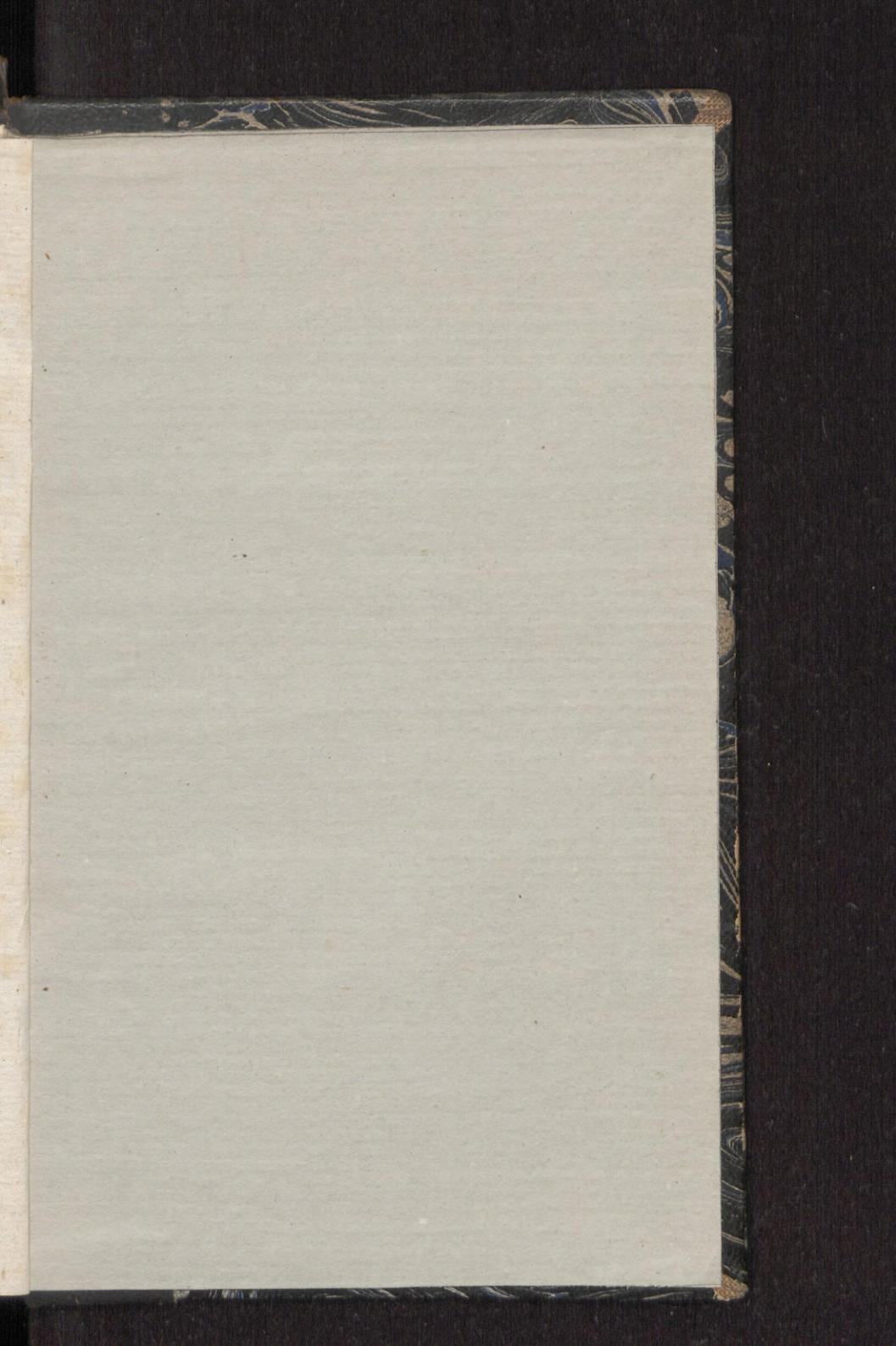
Merkwürdiger Beweis, daß der Besiv schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt gewütet und Feuer ausgeworfen habe.	46
Merkwürdige Bergumstürze.	47
Der Vulkan Imbamburu wirft eine unzählbare Menge Fische aus.	49
Merkwürdige Veränderungen durch Erdbeben.	50
Größe des Menschen. Der Edystoner Leuchtturm.	52
Trajans Säule in Rom.	55
Die Kirche des heiligen Januarius.	56
Merkwürdige Mauern um Babylon nebst Skizze von denen innerhalb denselben gelegenen sogenannten schwedenden Gärten, und einigen Nachricht von dem Babyloniischen Thurm.	58
Herschels Teleskop.	60
Gewagtes Unternehmen des großen Nelson durch Uiverstumpling der Bay auf der Insel Teneriffa, bey welcher Begebenheit dieser Held seinen Arm verlohr.	62
Husnagels (eines deutschen Missionärs) Ankunft auf St. Domingo oder Hantti, dessen Nachrichten über die Ermordung Dessalins, und Schilderung des, während seiner Unwesenheit daselbst gefeierten Festes der Unabhängigkeit.	65
Merkwürdige Beyspiele außerordentlicher Leibeskräfte.	74
Merkwürdige Beyspiele von körperlicher Leichtigkeit. Moecia. Colas.	75
Merkwürdige Beyspiele von einem großen Umfange der Kenntnisse und Geschicklichkeit.	77
Dauerhaftigkeit der menschlichen Organisation. Durch die Beyspiele eines Kroesen-Anführers und des indianischen Kriegers Scrany erläutert.	79
Der elektrische Castillon in Bouillon.	81
Frühe körperliche Entwicklung.	82
Außerordentliche Schärfe des Gesichtes.	83
Ersatz für den Mangel eines Sinnes. Kunstreiche Blinde, und große Geistesfähigkeiten mancher Blinden.	84
Sonderbare Aphonien. Reden ohne Zunge. Die stumme Sängerei.	89

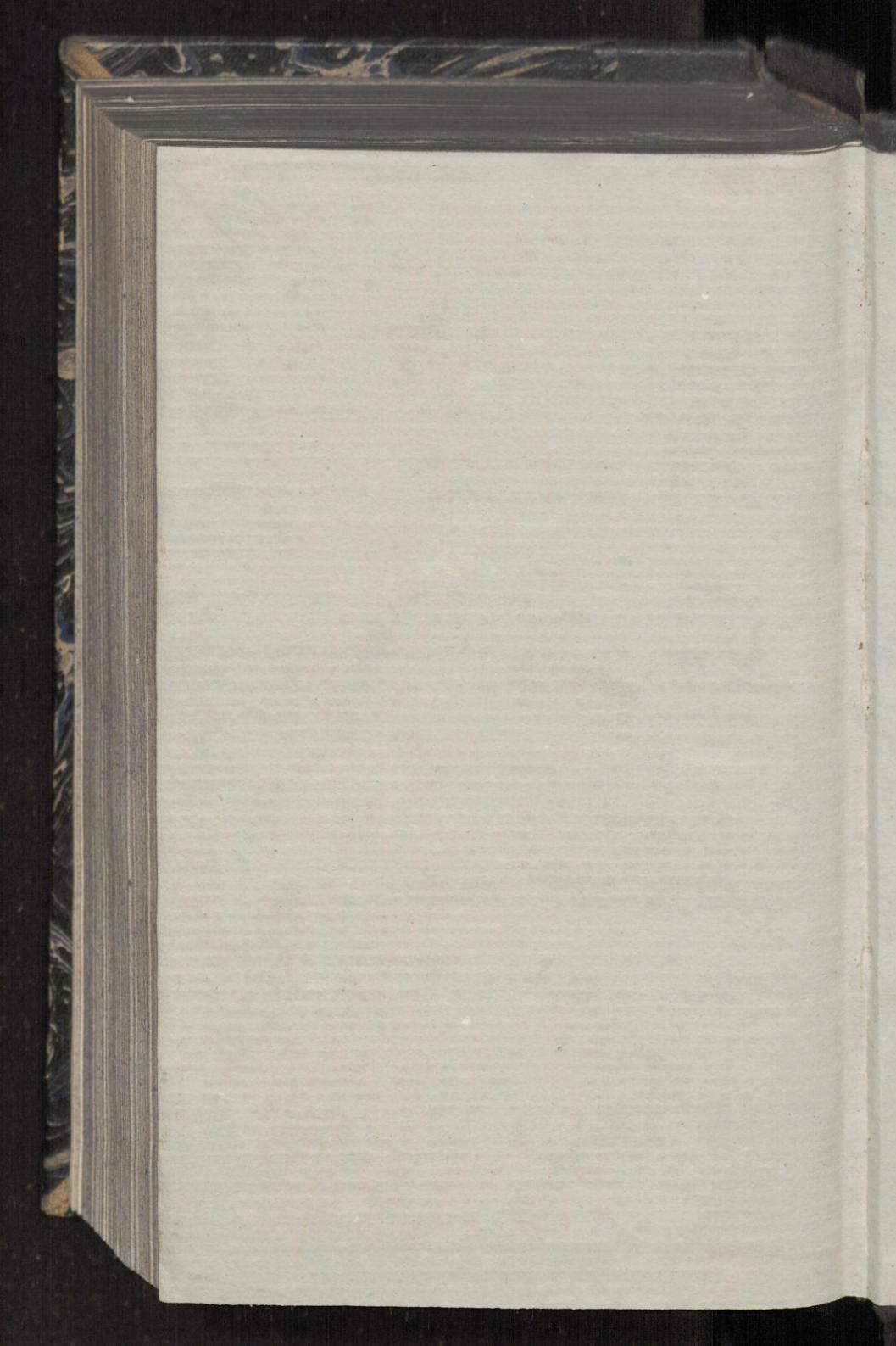
	Seite
Merkwürdige Bauchredner.	91
Wunderkinder.	94
Seltene Schärfe des Geschmackes.	97
Ausdauer in furchtbaren Krankheiten.	98
Erstaunliche Theekonsumtion.	99
Laselluxus.	104
Abstand des Aufwands und der Sitte in Vergleichung unserer mit den vorigen Zeiten.	106
Etwas von den Patriotismus und von den Hochmuth eini- ger Spanier, — und noch etwas von den sitlichen Charakter der Spanierinnen.	107
Aberglauben und eigenes Verfahren bey Hochzeiten in Si- birien, nebst Burechtweisung der unrichtigen Begriffe, welche sich Viele von den Aufenthalt und der Be- handlung der Verbannten machen.	110
Notizen über Irland und die Irlander.	114
Der Weiberhandel in England.	117
Sonderbare Wettsucht der Britten.	121
Selbstgefühl eines britischen Matrosen.	122
Liebaberey der Portugiesen zum Tabackschnupfen.	123
Spiele, Theater, Feuerwerke und andere Lustbarkeiten der Chinesen, nebst Darstellung des (über das ganze ungeheure Reich sich erstreckenden) merkwürdigen Laternenfestes.	124
Sinnreiches Verfahren der Selavenhändler bey dem Transport der Slavenschaaren aus dem Innern von Afrika bis zu den europäischen Comptoirs.	132
Russisches Volksfest.	133
Die Jagd des Turpan bey der Stadt Ochoz.	134
Die wandernden Krabben.	136
Außerordentliche Fruchtbarkeit des Kaps der guten Hoff- nung in Afrika,	139
Der Lönende Berg El-Nakus in Arabien.	139
Der Kampf der Adler mit den Ochsen in Norwegen.	141
Die Milchnäscherey der Natter ist doch keine Fabel, wie einige dafür halten.	142
Das Laufen der Sturm-Bögel über die Wellen des Meeres, ohne unterzusinken.	144

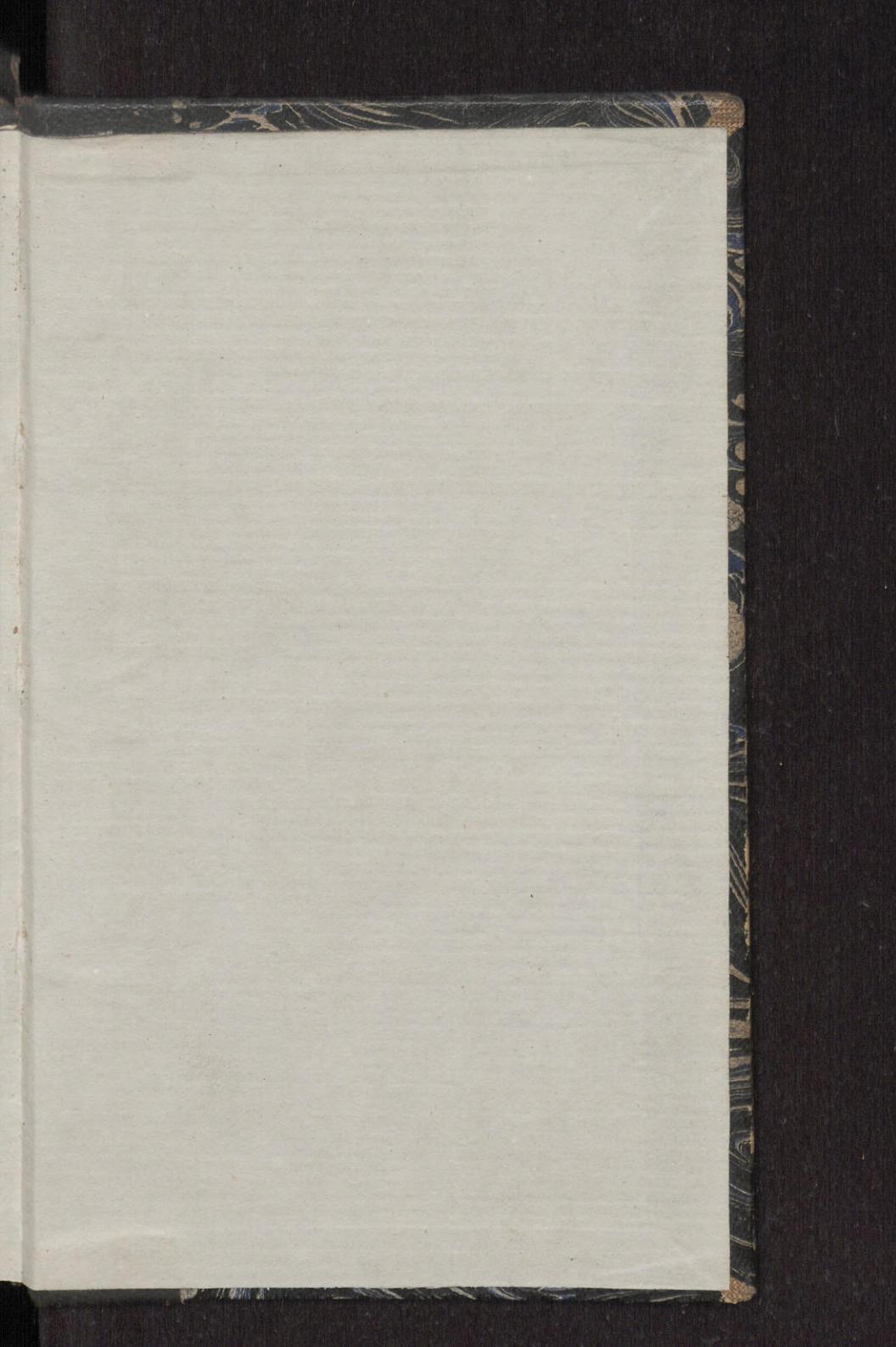
Seite.

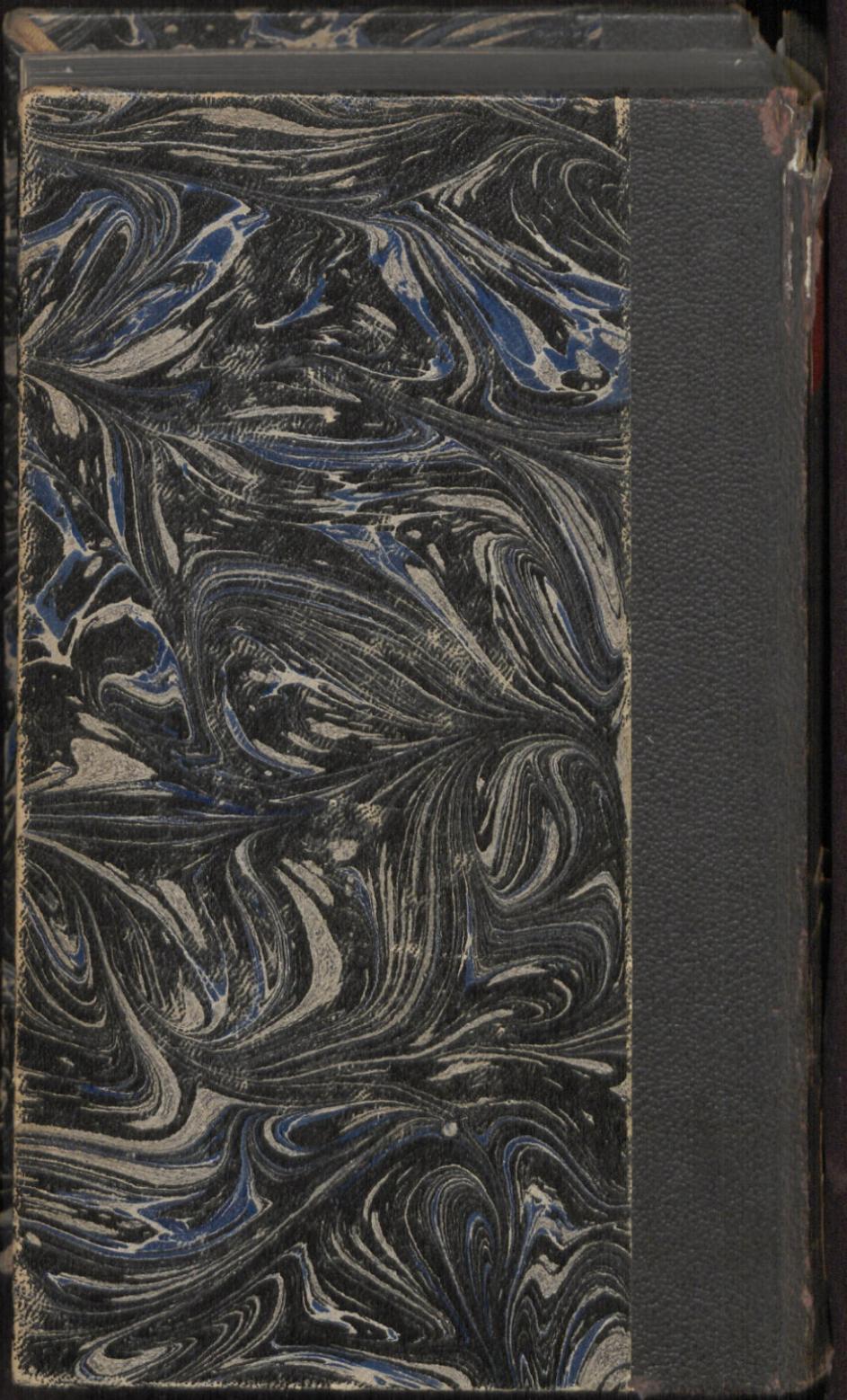
Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor.	145
Der buchstabinde und rechende Canarienvogel.	146
Merkwürdiger Lachssprung bey den Wasserfall zu Ballyshannon in Irland.	147
Mehrere aus verschiedenen Jahrhunderten zusammen treffende Beweise, daß das höchst seltene, von sehr vielen bis jezo noch für fabelhaft erklärte Einhorn, doch existire.	148
Die Landschaft Carracas in Südamerika.	152
Beschreibung der Stadt Cartagena in Carracas im spanischen Amerika.	154
Die Stadt Portobello in Carracas in der Tierra Firme im spanischen Amerika.	162
Die Stadt Potosi mit ihrem berühmten Silverbergwerke in Süd-Peru, in Amerika.	165
Die Hauptstadt Mexico in Vice-Königreich Alt-Mexico oder Neu-Spanien in Amerika.	172
Übersicht berühmter Männer, welchen wir die, seit verschiedenen Jahrhunderten in Europa vorgekommenen neuen Erfindungen und Entdeckungen zu verdanken haben.	181











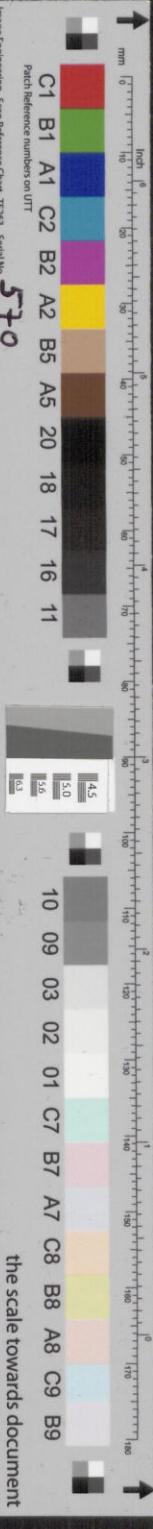


Image Engineering Scan Reference Chart TE83 Serial No.

570

the scale towards document

Bertuels
Wunder-
Cabinet

1. 2

1818

Ethg

206